Lübecker Volksbote.

Organ für die Interessen der werktätigen Bevölkerung.

Mit der illustrierten Sonntagsbeilage „Die Neue Welt" und einer wöchentlichen Unterhaltungsbeilage.

Der „Lübecker Volksbote" erscheint täglich nachmittags (außer an Sonn- und Festtagen) und ist durch die Expedition, Johannisstraße 46, und die Post zu beziehen. — Der Abonnementspreis beträgt vierteljährlich 2.00 Mark, monatlich 70 Pfennig. — Postzeitungsliste Nr. 4069a, sechster Nachtrag.

Redaktion u. Geschäftsstelle: Johannisstraße Nr. 46.

Fernsprecher: Nr. 926.

Die Anzeigengebühr beträgt für die viergespaltene Petitzeile oder deren Raum 20 Pfg., Versammlungs-, Arbeits- und Wohnungsanzeigen 10 Pfg., auswärtige Anzeigen 30 Pfg. — Inserate für die nächste Nummer müssen bis 9 Uhr vormittags, größere früher, in der Expedition abgegeben werden.

Nr. 183. Donnerstag, den 8. August 1907. 14. Jahrg.

Hierzu eine Beilage.

Der Kampf gegen den Militarismus.

II.

Wie Humboldt, so haben noch viele andere der hervorragendsten Denker des achtzehnten und neunzehnten Jahrhunderts sich gegen Militarismus und stehende Heere ausgesprochen. Immanuel Kant (in seiner 1795 erschienenen Schrift „Zum ewigen Frieden") stellte nach dem Urteil des Rechtslehrers Franz von Holtzendorff „den Kriegsartikeln, welche den Soldaten unter das Gesetz des widerspruchslosen Gehorsams bringen, gleichsam jeden Friedensartikel der sittlich befreiten Menschheit gegenüber, die dem Gebiete der höchsten ungezwungenen und unerzwingbaren Pflichterfüllung angehören." Kant fordert die Abschaffung der stehenden Heere unter folgender Begründung:

„Sie bedrohen andere Staaten unaufhörlich mit Krieg, durch die Bereitschaft, immer dazu gerüstet zu erscheinen, reizen diese an, sich einander in Menge der Gerüsteten (der Soldaten), die keine Grenzen kennt, zu übertreffen, und indem durch die darauf verwendeten Kosten der Friede endlich noch drückender wird, als ein kurzer Krieg, sind sie selbst Ursache von Angriffskriegen, um diese Last los zu werden; wozu kommt, daß zum Töten oder getötet zu werden in Sold genommen zu sein, einen Gebrauch von Menschen als bloße Maschinen und Werkzeuge in der Hand eines anderen zu enthalten scheint, der sich nicht wohl mit dem Rechte der Menschheit in unserer eigenen Person vereinigen läßt. Ganz anders ist es mit der freiwillig periodisch vorgenommenen Übung der Staatsbürger in Waffen bewandt, sich und ihr Vaterland dadurch gegen Angriffe von außen zu sichern."

So Kant, dem Fürst Bülow, der als Reichskanzler den Militarismus zu verteidigen hat, in Berlin ein Denkmal wünscht!

In diesem Geiste, in der Richtung zum Völkerfrieden, gegen alles Zwingherrentum, gegen die Herrschaft des Militarismus, für eine wahre Volkswehr mit dem Zweck, die Volksinteressen und nicht die Fürsteninteressen zu verteidigen, wirkte auch Joh. Gottl. Fichte in der Zeit der tiefsten Schmach Deutschlands.

Als der deutsche Liberalismus noch in seiner Jugend stand, von der Reaktion genau so verfolgt und mit Lüge und Verleumdung traktiert ward, wie jetzt die Sozialdemokratie, im Jahre 1837, verfaßte Dr. Johann Baptist Sartorius, Professor an der staatswissenschaftlichen Fakultät der Universität Zürich, sein von der Genfer Friedensgesellschaft preisgekröntes Werk „Organe des vollkommenen Friedens". Er geht darin u. a. mit den „Liebhabern des Kriegshandwerkes" scharf ins Gericht und sagt:

„Darin, daß die Heere im Interesse des Despotismus ersonnen und ganz auf dessen Durchführung berechnet sind, liegt ein Motiv zu einem Verdammungsurteil der Vernunft. Aus gehörnten Drachenzähnen werden nun nie Palmbäume erwachsen, wie lange wir auch darauf warten mögen. Wenn um die Throne Tausende gelagert sind, bereit, jeden Wink der „Großen der Erde" zu vollziehen mit brutaler Gewalt, dann müssen wir die Realisierung einer freien Völkerharmonie leider einstweilen aufgeben. Als höchste Tugend fordert man von den Soldaten, unter dem Banner der Subordination, blinden Gehorsam. Unter allen Umständen sollen sich die Heere in vorkommenden Fällen zu jeder Unternehmung, auch zu der frivolsten und ruchlosesten gebrauchen lassen; es ist ihnen lediglich die Rolle von Automaten zugeteilt. . . . . Der sogenannte gute Geist solcher Truppen besteht lediglich darin, daß sie nicht mehr denken, unbedingt alle Befehle vollziehen, und sich gut schlagen."

Sartorius hat, wie sein Werk beweist, das Militärwesen seiner Zeit sehr gut studiert. Er bezeichnet die Schweizer, die sich zu militärischem Dienst in Frankreich 2c. anwerben ließen, als Bürgerfeinde und Knechte. Und er schildert dann, wie durch Täuschungen, Spielereien und brutale Strenge der Soldat als „neues, spezifisch verschiedenes Produkt aus dem Menschen und Bürger chemisch herauslaboriert wird", so daß die Armee „ein losgeschältes Element, einen Staat im Staate ausmacht". Zu seiner Zeit gab es bereits eine „militärische Kultur", Militärschulen, in welchen die sogenannten Kriegswissenschaften methodisch gelehrt wurden. Er sagt, diese Kultur begreife nur die Techniker der Armeen, die Befehlshaber, sie steige „nicht herab bis zu den großen gemeinen Soldatenhaufen, weil der gemeine Soldat nur Maschine jener Techniker ist". Dieser werde so dem Kultursystem des Staates entzogen; seine militärische Taktik sei „nur ein abgerissen kümmerlicher Zweig der Gymnastik, und viel zu klein, einseitig, einförmig und arm, als daß sie den Inhalt und Trieb des Menschen sättigen könnte". Die Sittlichkeit gehe dabei leer oder sehr unbefriedigt aus; es scheine beinahe, daß man absichtlich eine Menge überflüssiger Dinge erfunden habe, um dadurch dem Soldaten im Frieden zu tun zu machen. Das Volk mit seinem richtigen Gefühle erblicke „während des Friedens in den Militärmassen bei all ihrer leeren Beschäftigung einen Zehrstand". Sartorius spricht schließlich die Überzeugung aus, daß kein einziger vor dem Richterstuhle der Vernunft haltbarer Grund sich für stehende Heere geltend machen läßt, und daß eine förmliche Nationalbewaffnung eine militärische Organisation mit demokratischem Sinn und freier Intelligenz einer gesunden Politik entspricht.

In gleichem Sinne haben sich in der vormärzlichen Zeit noch sehr viele liberale Männer ausgesprochen. Auch in der nachachtundvierziger Zeit erhoben sich solche Stimmen noch öfter aus bürgerlichem Lager. Wir verweisen auf ein im Jahre 1859 erschienenes, dem Freiherrn von Bunsen, der für allgemeine Entwaffnung, für die Abschaffung der stehenden Heere sich ausgesprochen hatte*), gewidmetes Buch von Schulz-Bodmer: „Die Rettung der Gesellschaft aus den Gefahren der Militärherrschaft." Der Verfasser verurteilt den militärischen Zwangsdienst im stehenden Heere als eine Versündigung am Volkswohl und an der Humanität. Er sagt u. a.:

„Der zum Waffendienst Gezwungene haßt den ihm aufgebürdeten Beruf; er weiß, daß er glücklicher sein würde bei dem Geschäft, das er mit innerster Neigung nach seinen natürlichen Fähigkeiten und Anlagen, sich ausersehen hat. Gar manche fühlen es, daß sie zum Kriegsdienste nicht einmal tauglich sind, daß sie das ihnen Anbefohlene im Dienst nicht leisten können, oder daß sie aus ihrer gewohnten Lebensweise, aus ihrem heimatlichen Boden herausgerissen, in der traurigen Öde des Kasernenlebens und des Garnisondienstes verkümmern müssen."

Einige Jahre später (1862) veröffentlichte G. Fr. Kolb seine Schrift über „Die Nachteile des stehenden Heerwesens". Er sieht im militärischen Zwangsdienst ein unnatürliches Verhältnis, das dem natürlichen Rechte der Selbstbestimmung widerstreite und eine Fortsetzung der alten Hörigkeit sei.

Schließlich sei auch noch hingewiesen auf Nietzsche, den Vertreter des modernen Individualismus, der in der „besseren und besten Gesellschaft" so viele Verehrer zählt, mit dem ein förmlicher Kultus getrieben wird. Er sieht in unserem modernen Militärwesen „das Bild einer barbarischen Gesellschaft".

Wir meinen, das sind genug der Belege dafür, wie sehr es der historischen Wahrheit widerspricht, zu behaupten, durch die Sozialdemokratie sei das „Unheil des antimilitärischen Geistes" in die Welt gekommen. Wir können es hier dabei bewenden lassen, den Militär-Demagogen schließlich die Frage vorzulegen:

Angenommen oder selbst zugegeben, ein stehendes Heer sei unter obwaltenden Verhältnissen unentbehrlich oder es sei nicht ohne weiteres eine dem nationalen Interesse besser entsprechende militärische Organisation zu schaffen, folgt dann daraus, daß mit ihr alle die besonderen Übelstände, die wir fortgesetzt zu beklagen haben — menschenentwürdigende Behandlung der Soldaten, blinder Gehorsam, volksfeindliche Tendenz, Kastengeist 2c. — verbunden sein und bleiben müssen? Ist kein stehendes Heer denkbar ohne diese Auswüchse und ohne daß es die Verkörperung einer Militärherrschaft ist? Können und wollen die Demagogen darauf eine befriedigende Antwort geben und zeigen, welche Erfolg versprechenden Mittel es gibt, das Heerwesen zu humanisieren, ihm seine kulturwidrigen Charakterzüge zu nehmen? An darauf abzielenden Vorschlägen hat es von Seiten der Sozialdemokratie niemals gefehlt. Die Militär-Demagogie aber hat sich immer nur mit heuchlerischen Phrasen beholfen. Sie sind weit davon entfernt, den Übeln an die Wurzel zu gehen, weil sie recht gut wissen, daß ihre Beseitigung nur durch gründlich-reformatorische Aenderung des Systems zu erreichen ist, der sie sich widersetzen.

*) In einem Gespräch mit Lord Palmerston.

Ein vorbildliches Kolonialsystem.

Bei allen deutschen Kolonialfanatikern erweckt der Name Indien schon wohlgefälliges Zungenschnalzen, und im verflossenen Wahlkampf wurden von den Agitatoren des Hottentottenblocks unzählige Male die Herrlichkeiten des „reichen Indien" an die Wand gezaubert, um die Wähler zu veranlassen, Dernburgs Spuren zu folgen. Und in der Tat! Indien ist ein ganz anderes Land als die verschiedenen Sandwüsten und Dornbüsche, in denen zu Millionen die Steuergroschen deutscher Proletarier und zu Tausenden die Leben deutscher Proletarier verschleudert werden. In den letzten zwanzig bis dreißig Jahren hat die englische Herrschaft hier eine fast treibhausartige Entfaltung des Kapitalismus zuwege gebracht. Die Entwicklung der Baumwollindustrie — Baumwolle ist der wirtschaftliche Nerv Indiens — wird durch folgende Ziffern charakterisiert:

	Fabriken	mit Spindeln
1876:	47	1 100 112
1889:	114	2 894 635
1891:	127	3 273 344
1903:	204	5 213 344

Jahr für Jahr saugt England aus seinem indischen Kronland 600 Millionen Mark, und seit mehr als zwanzig Jahren schon geht diese Blutegelarbeit vor sich! Ein Schmarotzerschwarm von 40 000 Beamten trägt das seine dazu bei, das Volk bis auf den letzten Blutstropfen auszuplündern! Zustände fürwahr, die jedem Kolonialschwärmer das Herz im Leibe lachen machen!

Aber diese Ziffern bedeuten nicht nur den Riesenprofit, den die englische Bourgeosie aus Indien saugt, sondern auch ein Riesenelend für die eingeborene Bevölkerung. Schamlose Ausbeutung durch den Kapitalismus in den Gegenden, wo er sich eingenistet hat — bis zum Erlaß des Fabrikgesetzes von 1890 war eine achtzehnstündige Arbeitszeit für einen lächerlich geringen Lohn in der Baumwollindustrie etwas ganz gewöhnliches! — schamlose Ausbeutung durch das Steuersystem in den ländlichen Gegenden — periodische Hungerseuchen, die das englische Verwaltungssystem geflissentlich produziert, das sind so einige der Folgen des vorbildlichen englischen Kolonialsystems in dem „reichen Indien."

Aus der „Welt-Korrespondenz" drucken bürgerliche Blätter jetzt Ausführungen ab, die ein Indier im „Siam Observer" über die Ursachen der jetzigen Gärung veröffentlicht hat, nach den Worten eben dieser bürgerlichen Blätter „eine vernichtende Anklageschrift, die um so schwerer wiegt, als sie in leidenschaftsloser Sprache statistisches Tatsachenmaterial vorführt":

Was waren und sind die wirklichen Ursachen der revolutionären Bewegung? Die Verlotterung des Unterrichtswesens, der Ruin des Handels, die Not der Landwirtschaft, Verarmung und Hungersnot und die Pest. Für das Unterrichtswesen wurden bei einer Staatseinnahme von 85 Millionen nur 1 bis höchstens 2 Millionen aufgewendet. Von acht Dörfern seien durchschnittlich sieben ohne Schule und nur zwölf Prozent der schulpflichtigen Jugend erhielten Unterricht. Was den Wohlstand des Landes und den Handel betreffe, so glaube nur der Globetrotter, der die Prachtbauten in Madras, Bombay und Kalkutta bewundere, Indien sei enorm reich. Jenseits dieser Großstädte aber verkomme Indien in Armut. Die Entwicklung des indischen Handels und der Export würden von der Regierung nicht gefördert, sondern schikaniert, um der Industrie des englischen Mutterlandes die indische Konkurrenz, beispielsweise in China, vom Leibe zu halten. Doch dies ließe sich noch zur Not ertragen, wenn man nur die indische Landwirtschaft gedeihen ließe. Denn da mehr als 80 Prozent der Bevölkerung der Landwirtschaft angehört, so bedeutet ihr Gedeihen auch das des ganzen Landes. Nun tut die Regierung ein übriges durch Einrichtung von Musterfarmen, landwirtschaftlichen Schulen usw. Aber was nützt das dem Gutsbesitzer und dem Bauern, wenn er nahezu 50 Prozent seines Erträgnisses, manchmal sogar noch mehr, an Taxen zu zahlen hat? Wenn ein Beamter nicht soviel wie möglich an Steuern herauspreßt, verliert er die Aussicht auf Beförderung. Derartige Zustände machen die Hungersnot zur ständigen Einrichtung. Ein anglo-indischer Statistiker, Sir William Hunter, hat schätzungsweise festgestellt, daß über 40 Millionen der indischen Bevölkerung täglich nur eine Mahlzeit zu sich nehmen können. Die Regierung greift bei Hungersnöten zu allerlei kleinen Mitteln, um den Unglücklichen über die schlimmste Zeit hinwegzuhelfen, aber sie unterläßt die einzige Maßregel, die wirklich und dauernd helfen könnte, die Verminderung der ländlichen Besteuerung. Alle diese traurigen Zustände schüren die Erbitterung mehr als es Agitatoren tun könnten.

So sieht, reißt man ihm die Hüllen vom Leibe, das gepriesene englische Kolonialsystem aus.

Zum Schluß seines Artikels verläßt sich der indische Verfasser auf die Hilfe der liberalen englischen Regierung. Da dürfte er verlassen sein, denn Tories und Liberale gehen in der Billigung dieses Ausbeutungssystems Hand in Hand. Was Indien Hilfe bringen könne, hat der langjährige Unterstaatssekretär für Indien, Sir Louis Mallet, einmal mit den „hochverräterischen" Worten ausgedrückt: „Die einzige Hoffnung, daß Indien Gerechtigkeit widerfährt, besteht darin, daß sich in England eine Revolution vollzieht." Näher liegt eine Revolution in Indien selbst. Bei der ungeheuren Größe der Bevölkerung dauert es zwar einige Zeit, bis sie ganz mit revolutionärem Sauerteig durchsetzt ist, aber wenn dann 300 Millionen Unterdrückter und Ausgebeuteter losbrechen, werden sie auch die festesten Schranken und Bollwerke wie Kinderspielzeug wegspülen.

Politische Rundschau.

Deutschland.

Hoch der internationale Militarismus!

Bei der Abschiedsfeier bei der Kaiserbegegnung in Swinemünde brachte der Zar folgenden Trinkspruch aus:

„Ich bin glücklich, daß ich diese Gelegenheit habe, Euerer Majestät für die mir bereitete so herzliche Aufnahme aufrichtig zu danken und den ganzen Wert zum Ausdruck zu bringen, den ich auf die Fortdauer der Beziehungen überlieferter Freundschaft und Verwandtschaft lege, die beständig ein enges Band zwischen unseren Häusern und Ländern gewesen sind. Nachdem ich mit lebhaftem Interesse und großer Bewunderung den Manövern der schönen deutschen Flotte beigewohnt habe, erhebe ich mein Glas auf die Gesundheit Kaiser Wilhelms, des obersten Chefs dieser Flotte, und auf das Gedeihen der tapferen deutschen Marine."

Wilhelm II. erwiderte:

„Euerer Majestät sage ich meinen herzlichen Dank für die soeben gesprochenen gütigen Worte, welche die Freundschaft zum Ausdruck gebracht haben, die uns und andere Länder verbindet. Es ist das erste Mal, daß meine Flotte unter dem Kommando meines Bruders die Ehre gehabt hat, vor Euerer Majestät zu manöverieren. Die anerkennenden Worte Euerer Majestät werden in den Herzen meiner Offiziere und Mannschaften fortleben. Wir alle sind von dem Wunsche durchdrungen, daß es Euerer Majestät vergönnt sein möge, den eingeleiteten Ausbau der russischen Flotte erfolgreich durchzuführen. Wie Euere Majestät bin auch ich erfüllt von dem Gedanken der unabänderlichen Freundschaft unserer Häuser und unserer Völker. Diese Freundschaft hat mehr als ein Jahrhundert überdauert, sie verbindet uns heute und wird weiter dauern. Ich erhebe mein Glas auf das Wohl Seiner Majestät des Kaisers Nikolaus. Seine Majestät der Kaiser von Rußland hurra!

Die Toaste erinnern auffallend an jene Festsprüche, die am 18. September 1901 der Zar und der Präsident der französischen Republik Loubet tauschten. Damals sagte der Zar:

„Die Kaiserin und ich empfinden eine ganz besondere Freude darüber, nach Frankreich zu der befreundeten und verbündeten Nation zu kommen. . . . Mit der lebhaftesten Befriedigung habe ich soeben das glänzende Nordgeschwader bewundert. . . Ich trinke auf die Wohlfahrt der französischen Flotte. . . ."

Loubet sagte damals:

„Sire! Die französische Marine ist Ihnen außerordentlich dankbar für die Ehre, die Sie ihr soeben erwiesen haben. Indem ich diesen Gefühlen Ausdruck gebe, erhebe ich mein Glas . . . auf das Gedeihen Ihrer Marine. . ."

Man sieht, man braucht nur das Konzept älterer Reden ein wenig zu verändern, an Stelle der französischen die deutsche Marine zu setzen, und der neue Toast ist fertig!

Es wird weiter gerüstet, trotz aller Bündnisse und Gegenbündnisse, trotz aller „Friedenskonferenzen" und Kaiserzusammenkünfte!

Der Friedenszar ausgeschaltet.

Bisher wurden die „Friedenskonferenzen" vom Zaren einberufen. Das soll jetzt aufhören. Selbst den Diplomaten scheint es endlich wie ein Hohn vorzukommen, daß sich ein Mann als Friedensapostel preisen läßt, dessen eignes Land von Mord und Scheußlichkeiten nur so dampft. Scheinbar aus diesen Erwägungen heraus haben jetzt England und Amerika auf der Haager Konferenz einen Antrag eingebracht, die nächste Konferenz 1914 stattfinden und nicht mehr vom Zaren, sondern von der Königin Wilhelmina von Holland einberufen zu lassen. Man will die nächste Konferenz unabhängig von den russischen Barbaren stellen. Der Antrag ist zweifellos ein wenn auch mit einigen Höflichkeitsfloskeln verbrämtes Mißtrauensvotum gegen den Gewaltherrscher Rußlands. Freilich: Nikolaus macht sich daraus sehr wenig. Einstweilen schlägt er wieder Kapital aus seiner neu aufgefrischten Freundschaft mit Wilhelm II. Die läßt ihn die verblaßte Gunst der Diplomaten gern verschmerzen.

Die Liberalen hoffen schon wieder!

Die Depeschenbureaus verbreiten eiligst folgende Meldung aus Berlin:

„Wie das „B. T." erfährt, sollen auch die Tage des Ministerialdirektors Schwartzkopff gezählt sein."

Dieser Schwartzkopff ist bekanntlich die Krone des Ministeriums Studt, das seit einigen Wochen aufgehört hat zu existieren. Damals sahen die Liberalen den Abgang Studts als eine Konzession Bülows an ihre Gesinnungstüchtigkeit an. In Wirklichkeit war mit Studts Fortgehen nichts, rein gar nichts Gutes gewährleistet, denn man wußte ja, daß Monsieur Schwartzkopff dablieb. Jetzt gehen die Liberalen mit der Hoffnung schwanger, daß auch dieser schwarze Dunkelkopf und Finsterling ihrer durch die Paarung mit den Reaktionären wunderbar revidierten Gesinnungstüchtigkeit geopfert werde. Geschieht es, dann lassen sie mit sich reden — und Bülow hat in Fragen des preußischen Wahlrechts nichts zu befürchten.

Hurra! — wieder zwei neue Titel!

Es fehlten nämlich in Deutschland noch ein paar. Dem ist jetzt abgeholfen. Die Bureaukratie hat erreicht, daß den in den Stellen für den Unterdirektor bei den Post- bezw. Telegraphen- und Fernsprechämtern verwendeten Beamten die Amtsbezeichnung Bizepostdirektor bezw. Bizetelegraphendirektor, mit dem Range der Post- und Telegraphendirektoren verliehen werde. Uff!

Die Unsinnigkeit des Gamaschendrills

wird heute von — — — — der „Kreuz-Zeitung" einer ätzenden Kritik unterzogen! Unser Gamaschendrill, der — nach dem Zeugnis eines Herrn v. Zepelin, der in der „Kreuz-Zeitung" einen Leitartikel veröffentlicht — im wesentlichen noch auf einem Reglement aus dem Jahre 1812 basiert, wird von dem genannten Sachverständigen des führenden konservativen Organs folgendermaßen beurteilt:

„Die fremden Beobachter unserer Armee pflegten im Hinblick auf die Erscheinungen der Übungsplätze vor Unterschätzung der preußisch-deutschen Infanterie zu warnen: „Die Armee hat eine andere Exerzierplatz- wie Gefechtstaktik!". Aber welche Gefahren lagen doch in dieser Rückständigkeit. Denn während die Nachbararmeen aus ihren Reglements längst die Formen der alten Zeit verbannt hatten, bestand noch bei uns — bis 1888 — die dreigliedrige Aufstellung zu Recht. Aus eigener Erfahrung weiß ich noch, daß, als ich einst die Ehre hatte, Gast des österreichischen Feldzeugmeisters Herzog Wilhelm von Württemberg zu sein, er mich lächelnd fragte: „Sagen Sie mal, mein Generalstabsoffizier behauptet, Ihre Infanterie hätte noch die dreigliedrige Aufstellung. Das ist doch wohl unmöglich?" — und daß ich beschämt die gewundene Erklärung über die „Bedeutung des Exerzierplatzes" abgeben mußte.

Die Bedeutung des Exerzierplatzes lag aber wesentlich in der Vorstellung, daß die Strammheit des Exerzierens geschlossener Massen unentbehrlich sei, wenn auch nicht zur Niederkämpfung des Feindes, so doch zur Erzielung der Manneszucht und des inneren Haltes im Ernstfalle. Wer aber aus den Erfahrungen der neuesten Kriegsgeschichte weiß, wie schwer es im Ernstfalle war, die mühsam einstudierten Formen des Exerzierplatzes im feindlichen Feuer zu bewahren, wie sie in dem vernichtenden Feuer des Feindes zusammengeschmolzen, der konnte nur bedauern, daß tatsächlich der größere Teil der Ausbildung dem Exerzieren, nur der kleinere dem Gefecht galt. So exerzierte man schließlich mehr, als man im Gelände übte. Dieser gefährlichen Scheidung von Exerzierplatz und Übungen hat erst das Reglement von 1906 ein Ende gemacht — wenn in entsprechender Weise besichtigt würde. Denn hiervon hängt es ab, ob die Truppe kriegsgemäß ausgebildet wird."

Nicht nur die Sozialdemokratie, sondern auch einsichtigere militärische Beurteiler, die der Sozialdemokratie durchaus fern standen, haben ja oft genug mehr oder minder unverblümt auf die Sinnlosigkeit unseres Gamaschendrills hingewiesen. Aber es ist doch nicht ganz uninteressant, nunmehr im Hauptorgan der Konservativen einem solchen Urteil über die Überflüssigkeit, ja Schädlichkeit dieses Gamaschendrills zu begegnen, der stets als Hauptargument gegen die weitere Verkürzung der Dienstzeit ins Feld geführt wird!

Die Arbeitergroschen.

Das Handbuch für die nationalliberale Partei verbreitet sich in dem bekannten sentimentalen Drehorgelton über die „Schröpfung" der sozialdemokratischen Arbeiter durch die Partei und hat den betreffenden Artikel allen Scharfmacherblättern von der „Post" bis zur „Freisinnigen Zeitung" zugänglich gemacht, die ihn natürlich mit Wonne abgedruckt haben. Dazu schreibt nun einer der eifrigsten Gegner der Sozialdemokratie, der Ex-Sozialdemokrat Max Lorenz im Scherlschen „Tag":

Daß nun die Arbeiter — die christlichen und nationalen Arbeiter übrigens annähernd ebenso — enorm hohe Parteisteuern zahlen, verdient Bewunderung gerade des Politikers im bürgerlichen Lager, der doch weiß, wie kläglich es hier mit der Entrichtung von Parteibeiträgen bestellt ist. Die Arbeiterklasse besitzt eben bei weitem am meisten politische Leidenschaft, und das kommt daher, weil sie ein aufsteigender, in Bewegung befindlicher, auf „Eroberung" gerichteter Berufsstand ist, während die andern Berufsstände — unter der bedauernswerten Vorherrschaft materieller Interessen — nur auf Verteidigung dessen bedacht sind, was sie besitzen. Sobald eine Gruppe darauf ausgeht, vorwärtsmarschierend bestimmte Ideale — und selbst wenn es falsche Ideale sein sollten — zu verwirklichen, wird sie mit der Begeisterungsfähigkeit auch materiell opferfähig, was z. B. die Nationalsozialen in ihren Anfängen glänzend bewiesen haben.

Den Blättern, die mit dem nationalliberalen Handbuch über die „Schröpfung" der Arbeiter gegreint haben, zum Nachdruck empfohlen!

Wahlrecht und Freisinn.

Das Berliner Tageblatt veröffentlicht das Telegramm des Abgeordneten Naumann: „Erfahre erst jetzt falsche Meldung der „Frankfurter Volksstimme" und ermächtige Sie, zu erklären, daß keinerlei Verabredung wegen des preußischen Wahlrechtes stattgefunden hat. Die ganze Meldung ist erfunden." Aus den Bemerkungen des „Berliner Tageblattes" zu diesem Telegramm ersieht man, daß das Dementi etwas bestreitet, was die „Frankfurter Volksstimme" gar nicht behauptet hatte. Es ist kein Wort davon gesagt worden, daß zwischen Naumann und dem Fürsten Bülow Besprechungen stattgefunden hätten. Im Gegenteil war ausdrücklich gesagt worden, daß Herr Naumann das „unbewußte Werkzeug" anderer sei.

Arbeitslohn und Teuerung.

Ein Teil der bürgerlichen Presse, natürlich auch die „Lüb. Anz.", gefiel sich vor kurzem darin, tendenziöse Auszüge aus Artikeln des Genossen Calwer zu geben, wonach sich die Lebenshaltung der deutschen Arbeiter trotz Brot- und Fleischteuerung, trotz erhöhter Getreidezölle usw. gebessert haben soll, und es versteht sich, daß die bürgerliche Presse diese Ausführungen benutzt, um der Sozialdemokratie eins auszuwischen. In ihrer blinden Freude hat sie indessen einen Artikel eines bürgerlichen Schriftstellers übersehen, den die letzte Nummer der „Preußischen Jahrbücher" enthält und der zu genau entgegengesetzten Ergebnissen kommt. Unter der Überschrift: Arbeitslohn und Teuerung setzt dort ein Herr Dr. Schürmann auseinander, daß zwar nach den Berichten der Regierungs- und Gewerberäte die Löhne gegen 1905 im Durchschnitt um 10 Prozent gestiegen sind, und in einigen Gegenden die Zahlen noch über dieses Durchschnittsmaß hinausgehen. Dann aber fährt er fort:

Was die Frage dieses Wertverhältnisses anbetrifft, so ist die Lage nach den in Rede stehenden Berichten nicht als günstig zu bezeichnen. In einem Bezirk, wie z. B. Erfurt, wo Lohnerhöhungen bis zu 16 Prozent stattgefunden haben, hat die Teuerung der Lebensmittel keine Besserung in der Lebenshaltung des Arbeiters eintreten lassen. Ganz dasselbe wird auch aus dem Regierungsbezirk Hannover mit Lohnsteigerungen bis zu 15 Prozent berichtet. Die hohen Preise für Lebensmittel und die Wohnungsmieten haben hier ebenfalls das Plus an Löhnen wieder ausgeglichen. Das nämliche gilt für den Regierungsbezirk Münster. Selbst in dem Düsseldorfer Bezirk mit den hohen Löhnen hat die Teuerung die Arbeiterschaft nicht zum vollen Genusse der erzielten Lohnsteigerung kommen lassen. Desgleichen ist in der Provinz Pommern die Lohnerhöhung durch die Lebensmittelverteuerung wieder ausgeglichen.

Noch bedauerlicher ist es, daß an einzelnen Plätzen die Lohnerhöhungen nicht im rechten Verhältnis zu der allgemeinen Teuerung gestanden haben. So wird aus dem Regierungsbezirk Köln berichtet, daß die durch die überaus starke Beschäftigung und günstige wirtschaftliche Lage bedingte Lohnerhöhung nicht überall mit der verteuerten Lebenshaltung der Arbeiter gleichen Schritt gehalten hat. Desgleichen werden in dem Regierungsbezirk Potsdam die im Jahre 1906 stattgehabten nicht unerheblichen Lohnsteigerungen nicht für genügend erachtet, um überall die Mehrausgaben infolge der steigenden Preise der Wohnungen und Lebensbedürfnisse auszugleichen.

Das klingt etwas anders, als die frohlockend von der bürgerlichen Presse wiedergegebenen Ausführungen Calwers.

Portugal.

Antidynastische Kundgebungen. Aus London wird berichtet: Eine Meldung aus Lissabon, die von der portugiesischen Grenze aus hierher telegraphiert wurde, besagt: Während der Reise des Königs nach dem Kurort Petros Solyodos veranstalteten die Landbewohner eine Kundgebung gegen den König. Vielerorts waren die Bahnhöfe, die der König passieren mußte, schwarz ausgeschlagen und trugen Inschriften, wie: „Nieder mit dem Diktator, es lebe die Revolution, Tod dem Tyrannen." Als der König in Petros Solyodos ankam, hatte sich eine große Menschenmenge außerhalb des Bahnhofes angesammelt, welche durch Lärm und feindselige Rufe den Bürgermeister lange an der Verlesung der Willkommenadresse hinderte. Während dies schließlich vor sich ging, drängte sich ein Bauer aus der Menge vor, schlug den König auf die Schulter und rief: Fort mit dem Diktator. Er verschwand so rasch wieder, daß die Polizei seiner nicht habhaft werden konnte. Der König machte der Empfangszeremonie ein rasches Ende. Er verließ den Bahnhof unter erneuten Schmähreden des Bauernvolkes.

Marokko.

Über die Ereignisse in Casablanca am 5. August bringt die „Agence Havas" folgende genaue Darstellung: Auf Verlangen des französischen Konsuls Neuville war am 4. August im Einverständnis mit dem Pascha der Stadt, Muley Amin, und dem Kommandanten der „Galilee" beschlossen worden, daß am folgenden Morgen um 5 Uhr das Hafentor geöffnet werden sollte. Als die Kompagnie ankam, wurde sie von Arabern, unter denen sich zahlreiche Soldaten des Maghzen befanden, mit Gewehrfeuer empfangen. Ein Fähnrich und sechs Matrosen wurden leicht verwundet. Nachdem das Tor vom Feinde gesäubert war, besetzte die Kompagnie das Konsulat, während der Kreuzer „Galilee" die Stadt beschoß, wobei die Häuser der Europäer geschont wurden. Der Kreuzer „Du Chayla", der vorging, schickte eine Landungskompagnie mit dem Kommandanten Mangin. Darauf begann die Beschießung der von Marinetruppen besetzten Stadt, die mehrere Angriffe der Stämme auf die Stadt zurückschlugen. Der Kreuzer „Du Chayla" zerstreute den Feind durch Melinitgranaten, durch die die Araber schwere Verluste erlitten haben müssen. Europäische Bewohner der Stadt sind nicht verwundet worden.

In der Mitteilung, die den Signaturmächten der Algecirasakte von den Vertretern Frankreichs überreicht wurde, heißt es in der Hauptsache, daß die Ereignisse den beschlossenen Maßnahmen, die den Mächten notifiziert werden sollten, zuvorgekommen seien. Die Note fügt hinzu, daß die dringende Notwendigkeit es immer mehr gebiete, die Polizei in den Häfen Marokkos zu organisieren. Sie bekräftigt den Entschluß Frankreichs, die Autorität des Sultans und die Unabhängigkeit und Unversehrtheit seines Reiches aufrechtzuerhalten und zu wahren. Die Note meldet ferner, daß die Ordnung, Sicherheit und Freiheit des Handelsverkehrs in Casablanca werden garantiert werden und daß die Urheber der Niedermetzelungen und Anschläge ihrer Bestrafung nicht entgehen werden. Schließlich erklärt die Note ausdrücklich, daß die Polizei von Casablanca und Umgebung im Verein mit Spanien organisiert werden wird.

Die Blätter erklären das Bombardement von Casablanca für völlig gerechtfertigt und sprechen die Überzeugung aus, daß auch das Ausland diese Ansicht teilen werde. Der „Temps" schreibt: Das Bombardement ist zweifellos über den durch die Algeciras-Akte vorgezeichneten Rahmen hinausgegangen. Die Konferenz konnte nicht vorhersehen, daß die in Marokko ansässigen Europäer Gegenstand von so häufigen Anschlägen sein würden, aber angesichts der Gefahren, die dem Leben und Vermögen aller Europäer drohten, wurde das Bombardement unabweislich.

Amerika.

Die bestraften Petroleumwucherer. Der amerikanische Petroleumkönig, John Rockefeller, ist, wie eine englische Zeitung sich ausdrückt, in Amerika zum ersten Male auf etwas gestoßen, „was sich nicht kaufen ließ", und dieses merkwürdige Ereignis dürfte ihm nahezu 6 Millionen Pfund Sterling (120 Millionen Mark) kosten. Das Distriktsgericht des Staates Indiana fand den Standard Oiltrust schuldig, in unberechtigter Weise von den Bahnlinien des Staates Rabatt auf seine Ölladungen erhalten zu haben. Er zahlte zwar den vorgeschriebenen Frachtpreis, erhielt jedoch unter der Hand zwei Drittel der gezahlten Summe zurück und machte dadurch jedes Konkurrenzunternehmen unmöglich. Der

Richter hörte deshalb auch nicht auf den Verteidiger, als dieser um ein geringes Strafmaß bat, weil kein Wettbewerber im Staate Indiana bestanden habe und daher auch nicht habe leiden können. Er verhängte statt dessen das höchste erlaubte Strafmaß von nahezu 6 Millionen Pfund Sterling. Der Wert des greifbaren Eigentums der Standard Oil-Gesellschaft wird auf zehn Millionen Pfund gerechnet. Es ist natürlich keineswegs mit Bestimmtheit anzunehmen, daß der Trust diese enorme Summe von 6 Millionen Pfund schließlich wirklich zahlen wird. Er wird die Sache durch alle Appellationsgerichte bis zur obersten Instanz durchfechten und keinen technischen Kniff unversucht lassen. Selbst wenn aber die Strafe gemildert werden sollte, bleibt der Oil-Trust gebrandmarkt durch den Ausspruch des Richters, daß er das Volk durch seine Manipulationen mehr schädige als der Falschmünzer oder der Postdieb. Außerdem ist dem Trust durch diesen Prozeß die gefährlichste Waffe im Wettbewerb genommen worden. Aus Newyork wird gemeldet, daß die Leute an der Spitze des Trusts es ablehnten, sich über das Urteil zu äußern. Mr. John Rockefeller spielte Golf, als ihm die Nachricht überbracht wurde. Er schien sie vollständig gleichmütig aufzunehmen. Dieser Gleichmut ist zu verstehen, denn wenn der vorerst durchaus noch nicht wahrscheinliche Fall eintreten würde, daß der Standard Oiltrust die hohe Strafe zahlen müßte, so wird er auf Grund seines fast absoluten Monopols die Strafmillionen mit noch gewaltigem Aufschlag aus den Petroleumverbrauchern wieder herausschlagen. Sagt doch der Vorstand des Bureaus für Verbände im Handelsministerium, Smith, in einem soeben erschienenen Bericht über die Verhältnisse in der Petroleumindustrie, die Standard Oil Company habe seit zehn Jahren die Preise des Petroleums in exorbitanter Weise in die Höhe getrieben. Sie habe sich zur Herrin des Marktes gemacht durch Erlangung eines gesetzwidrigen Monopols, Rechtswidrigkeit im Geschäftsgebaren, durch die allerschlimmsten Methoden industriellen Betriebes; das Ergebnis von alledem sei die Beraubung der Konsumenten. Der Gewinn der Gesellschaft sei so groß, daß er die bedeutende, soeben über sie verhängte Geldstrafe in sechs Monaten wieder einbringen werde.

Aus Lübeck und Nachbargebieten.

Donnerstag, den 8. August.

Die Vertrauensleute der Gewerkschaften, welche Festkarten zum Gewerkschaftsfest im Vertrieb hatten, werden ersucht, bis zum Montag, den 12. August, ihr Sachen zu regeln. — Am Montag, Dienstag und Mittwoch nächster Woche werden von 8 Uhr abends ab die Kassierer des Festkomitees zur Kartenabrechnung im Vereinshaus anwesend sein.

Neuigkeiten aus Lübeck, die mit den wirklichen Tatsachen auf sehr gespanntem Fuße stehen, werden vielfach in auswärtigen Blättern verbreitet. Die noch so unbedeutenden Vorkommnisse werden häufig zu großen Ereignissen aufgebauscht und in alle Welt telegraphiert. Eine welterschütternde Begebenheit ist der Zusammenschluß der paar Hirsch-Dunckerschen Gewerkvereinler. Darüber berichtet der Fr.-Korrespondent des „Hamb. Fremdenblattes" seinem Blatte folgendes: „Gewerkvereinsbewegung. Die vier in Lübeck bestehenden sozialdemokratischen Gewerkvereine der Deutschen Frauen und Mädchen, der Tischler, der Maschinenbauer und Metallarbeiter und des Hochofenwerks Lübeck beschlossen in einer gemeinsamen Versammlung die Gründung eines Ortsverbandes deutscher Gewerkvereine. Der Verband will eintreten für eine Arbeitsvermittlung, Unterrichtskurse, Fach-Fortbildungsschulen 2c." — Es ist anzunehmen, daß es sich nur um ein Versehen handelt, wenn z. B. die Hirsche, die aus arbeitswilligen Tischlern einen Verein gebildet haben, als sozialdemokratisch bezeichnet werden. Wir würden es uns auch sehr verbitten, mit solchen Elementen irgendwie in Zusammenhang gebracht zu werden. Wenn nun anderen Leuten ein solches Versehen passiert wäre, wie es hier der Fall zu sein scheint, hätte derselbe Fr.-Korrespondent von „falscher Berichterstattung" gefaselt. Zu der Gründung des „Ortsverbandes" und seinen utopischen Projekten wollen wir vorderhand nichts bemerken. Die freien Gewerkschaften werden darüber zu wachen haben, daß die Interessen der Arbeiterschaft durch jene Vereinigung nicht zu sehr geschädigt werden.

Die deutschen Hausagrarier. Die Verhandlungen des „Verbandstages der städtischen Haus- und Grundbesitzer Deutschlands" haben am Dienstag im „Konzerthaus Hamburg" in Hamburg begonnen, selbstverständlich eingeleitet durch ein Hoch auf Wilhelm II. Dann konstatierte der Vorsitzende Fähndrich-Berlin zur großen Befriedigung seines verständnisvoll lauschenden Publikums, „daß die Grundeigentümer zur Zeit durchaus nicht auf Rosen gebettet seien, da auf ihnen ein Druck sowohl von oben wie von unten ruhe. Der Druck von oben zeige sich besonders durch die auf dem Grundeigentum liegenden und stets sich erhöhenden Steuern, der Kommunalsteuer und der Umsatzsteuer; letztere drücke das Grundeigentum ganz besonders. Es sei auch in den meisten Städten die Wertzuwachssteuer eingeführt worden. Nur in wenigen Städten sei es gelungen, dieser Steuer sich zu erwehren. Die Erfolge, die durch Eingaben an Behörden erzielt sind, seien verschwindend wenig. Um dem Grundeigentum ein größeres Gewicht zu geben, sei es notwendig, den Abgeordneten in Städte- und in den Landesvertretungen die Frage vorzulegen, wie sie sich zum Grundeigentum stellen. Ein Weg, und wohl der beste, sei in Berlin eingeschlagen worden: die Selbsthilfe. Wir schreien nicht nach Polizei- und Staatshilfe, wie die Agrarier, sondern verlassen uns auf die eigene Kraft", und führen, wenn es uns nützlich erscheint, einen Wahlrechtsraub à la Hamburg aus, hätte er hinzufügen können. Bäckermeister Blinckmann in Hamburg repräsentierte Regierung und Volk von Hamburg, indem er bat, „daß die Delegierten sich nicht nur als Gäste des Grundeigentümer-Vereins, sondern als Gäste Hamburgs betrachten mögen." Ganz richtig konstatierte er, „daß das Interesse des Grundeigentums stets ein Entgegenkommen bei den Behörden gefunden habe". Darauf wurde über eine Kreditkasse gesprochen, über Hypothekenversicherung, Grundeigentümerbanken usw. Schließlich wurde nachstehende Resolution angenommen: „Der Verbandstag des Zentralverbandes der Haus- und Grundbesitzervereine sieht es als im höchsten Interesse der städtischen Grundeigentümer liegend an, daß von Hausbesitzern für Hausbesitzer Spar- und Darlehnsbanken auf genossenschaftlicher Basis im Sinne der bereits bestehenden gegründet werden." Schön wurde zur Begründnng des Antrages die Hausbesitzerbank als Palladium gegen die „nivellierende Sozialdemokratie" und gegen den Kapitalismus, vor allem gegen die Übermacht der großen Kreditbanken und demgemäß als eigentliches Rettungsmittel für den Mittelstand und für den kleinen Mann gepriesen. Am Mittwoch hielt Dr. Eddelbüttel-Hamburg einen Vortrag über Wohnungs- und Verkehrsmittel in Hamburg; das Interessanteste daran ist, was der Grundeigentümeranwalt verschwieg. Nach dem grundeigentümlichen „Hamburger Fremdenblatt" sagte er: „Das Cholerajahr zeigte, daß es notwendig sei, eine Änderung in der Bebauung herbeizuführen, wenn auch der Ausbruch der Seuche direkt auf das von der Stadtwasserkunst gelieferte Wasser zurückzuführen ist." Daß die Grundeigentümervertretung dafür verantwortlich ist, daß die Wasserleitung zur Seuchenursache wurde, verschwieg Herr Dr. Eddelbüttel, ebenso wie er verschwieg, daß durch Grundeigentümereinfluß das Wohnungspflegegesetz nach den Worten eines Senators „zum Messer ohne Heft, dem die Klinge fehlt", gemacht wurde. Hätte Dr. Eddelbüttel das gesagt, so wäre ihm in dieser Versammlung allerdings nicht „warme Anerkennung" zu teil geworden. Beschlossen wurde noch, eine Enquete über die Belastung des Grundeigentums durch Steuern 2c. zu veranstalten.

Aus dem Gerichtssaal. Die Arbeiter R. u. K. entwendeten von dem am Kanalhafen unterhalb der Johannisstraße befindlichen Lagerplatz der Firma Hartog etwa 60 Pfund altes Eisen, das sie für 60 Pfg. verkauften. Das Geld wurde sodann geteilt. Wegen schweren Diebstahls erhielten die beiden Sünder gegen das heilige Eigentum von der Ferienstrafkammer 3 resp. 4 Monate Gefängnis. — Der Tapezierer W. und der 15jährige Nietenwärmer G. haben in Kiel aus einer Baubude ein Fahrrad im Werte von 120 Mk. gestohlen und für 40 Mk. wieder verkauft. Sie begaben sich dann nach Hamburg und von dort nach Lübeck, wo sie an der Untertrave verschiedene Brotbeutel entwendeten. Als sie abermals ein Fahrrad stehlen wollten, wurden sie auf frischer Tat ertappt. Das Gericht erkannte auf sehr schwere Strafen. W. wurde zu 1 Jahr 6 Monaten Gefängnis und 1 Woche Haft verurteilt. Der noch völlig unbestrafte jugendliche G. erhielt 5 Monate Gefängnis und 5 Tage Haft. — Wegen Vergehens gegen die Bauregeln hatten sich der Zimmermeister B. in Seeretz und der Maurermeister P. aus Wilmersdorf zu verantworten. Dieselben sollen bei der Ausführung eines Neubaues für den Privatmann Haeser in Seeretz gegen die anerkannten Regeln der Baukunst verstoßen haben. Die Angeklagten waren geständig und wurden verurteilt und zwar P. zu 100 Mk. und B. zu 200 Mk. Geldstrafe. Bemerkenswert ist es, daß es in dem Gutachten des Baumeisters Niese-Eutin heißt, daß im Fürstentum Lübeck wahrscheinlich mehrfach sehr nachlässig gebaut werde, weil es dort an ausreichender, sachverständiger Aufsicht mangele.

Arbeiter, Parteigenossen!
Erwerbt
das lübeckische Bürgerrecht!

Gebote für Spaziergänger und Ausflügler veröffentlicht die „Dürer-Bund-Korr." Sie lauten: Wenn du in Gottes freie Natur gehst, so bedenke, daß sie ein Tempel seiner Schönheit und ein aufgeschlagenes Buch seiner Allmacht und Weisheit ist. Darum laß zu Hause alle Gedankenlosigkeit, prosaische Alltagsstimmung und Gemeinheit; aber nimm mit dir alle Empfänglichkeit des Geistes und Gemütes und die Fröhlichkeit des Herzens. Widmest du den lieblichen Schöpfungen der Pflanzenwelt deine besondere Aufmerksamkeit, so tue es nicht dadurch, daß du sie unnützerweise ihrem Lebensboden entreißt, sondern daß du dich dem Zauber ihrer Schönheit hingibst und ihr Leben zu verstehen suchst. Vor allem enthalte dich der widersinnigen und naturfeindlichen Meinung: Pflanze und Tier seien vornehmlich für das naturhistorische Museum geschaffen worden oder wohl gar für dein Herbarium oder deine Schmetterlingssammlung. Am Besitz und Werte der Landleute übe jederzeit alle Schonung und Rücksicht, besonders der Art, daß du nicht durch dreistes Betreten ihrer Wiesen und Äcker den Ertrag ihrer harten Arbeit kürzest und sie zu zorniger Abwehr reizest. Dein Feldblumenstrauß halte sich in vernünftigen Grenzen: Waldrand, Wegrand und Feldrain können dein Schönheitsbedürfnis für diesen Zweck mehr als reichlich befriedigen; seltene Blumen aber lasse stehen, damit sie sich aussäen und vermehren können. In solchem Sinne sollst du besonders auch deine Kinder belehren. Will sich deine Naturfreude im Gesange Luft machen, so achte wohl darauf, daß er nicht aus der Art schlage, und wisse zum Schluß: ein grober Feind aller reinen Freude und innigen Entzückens ist oft — der Alkohol.

Schaufensterdekorateure und Unfallversicherung. Es mag nicht selten vorkommen, daß Schaufensterdekorateure bei Ausübung ihres Berufs verunglücken. Daß sie aber in der Regel keine Ansprüche an die Berufsgenossenschaft stellen können, selbst dann nicht, wenn der Betrieb, für den sie tätig sind, an sich versicherungspflichtig ist, geht aus einer Entscheidung des Reichsversicherungsamts hervor. Dem nach dem Unfallversicherungsgesetze versicherungspflichtigen Lagereibetriebe ist die unfallbringende Dekorationstätigkeit nicht zugerechnet worden, denn, so heißt es in der Entscheidung, es komme in Betracht, daß in den Schaufensterräumen eines Kaufhauses eine Aufbewahrung von Waren zum Zwecke des Lagerns überhaupt nicht stattzufinden pflegt. Die Schaufenster sollen dem Publikum durch ihren Inhalt die Art und das Wesen des Geschäfts an Beispielen vor Augen führen. Es finden darin auch solche Waren Aufnahme, die dort unter dem Einflusse des hellen Tageslichts und besonders der Sonne Schaden leiden und — wenn es lediglich auf ihre Aufbewahrung ankäme — viel besser in den Lager- oder Verkaufsräumen untergebracht wären. Ferner weisen die Schaufensterräume solcher Geschäfte, ihrer Bestimmung entsprechend, meist nur einzelne Stücke einer Warengattung auf, während in den Lager- und Verkaufsräumen regelmäßig gleichartige Waren zu mehr oder minder großen Beständen vereinigt sind. Das Schaufenster, in welches die Einzelstücke nach ihrer Entnahme aus dem Lager verbracht werden, steht insofern im Gegensatze zum Warenlager; das erstere dient anders als das Lager dem Kaufmanne dazu, dem Publikum hinsichtlich einzelner Stücke Angebote, sogar oft mit bestimmter Preisangabe, zu machen. Endlich kommt es bei der Unterbringung von Waren in den Schaufensterräumen derartiger Geschäfte naturgemäß in der Regel darauf an, daß die einzelnen Stücke zur Geltung kommen. Demgemäß ist auch die Art der Aufstellung der Waren in den Schaufensterräumen eine ganz andere, als in den anderen Räumen. Sie erfordert die Fähigkeit, die Schaufenster mit den dazu bestimmten Waren in geschmackvoller Weise auszustatten; es handel sich dabei nicht um ein bloßes Ordnen von Warenbeständen, sondern um die Verwendung von Waren zur Erzielung gefälliger Wirkungen für das Auge, und demnach um eine Tätigkeit, die dem Lagerpersonale regelmäßig fremd ist und dem Lagerbetrieb als solchem nicht mehr zugerechnet werden kann.

pb. **Ein Geistesgestörter in der Notwehr getötet.** Der Händler Gühlke von hier benahm sich Dienstag nachmittag nach Aussagen von Augenzeugen in Schönböcken so eigentümlich, daß er den Eindruck machte, als ob er plötzlich geisteskrank geworden war. Er verfolgte eine Frau, in deren Wohnung er eingedrungen war, mit gezücktem Messer, und als sie zu dem vor seinem Hause arbeitenden Schmiedemeister Grützmacher lief, um Hilfe zu suchen, kam er ihr hierher nach. Wie Gühlke nun auch auf Grützmacher mit geöffnetem Taschenmesser eindrang, ergriff dieser ein Wagengestell und schlug den Angreifer damit über den Kopf, so daß er zusammenbrach. Der Verletzte, der ins Allgemeine Krankenhaus gebracht wurde, ist bald nach seiner Einlieferung seinen Verletzungen erlegen.

pb. **Fahrraddiebstahl.** Gestern abend gegen 6¾ Uhr wurde vom Haus der Lübecker Privatbank ein Fahrrad ohne Markenbezeichnung, mit schwarzem Gestell, ebensolchen Felgen, Torpedofreilauf, nach oben gebogener Lenkstange und der vom Polizeiamt gelieferten Erkennungsnummer 9928 gestohlen. Das vordere Schutzblech fehlt.

pb. **Stehler und Hehler.** Festgenommen wurde ein erst vor einigen Tagen aus dem Marstallgefängnis entlassener Arbeiter von hier, der sich mehrerer Diebstähle schuldig machte, und ein Schuhmacher, der die gestohlenen Gegenstände von ihm kaufte bezw. sie sich schenken ließ und deshalb der Hehlerei dringend verdächtig ist.

pb. **Verschwundener Personnig.** Innerhalb der letzten vier Wochen ist ein Ziehwagenpersennig, welcher auf beiden Seiten die Aufschrift „Carl Lassen" trägt, abhanden gekommen und vermutlich gestohlen worden.

Stadthallen-Theater. Aus der Theaterkanzlei schreibt man uns: Am Freitag findet die letzte Wiederholung von „Don Cesar" statt und wird gewiß seine bekannte Anziehungskraft ausüben. Dellinger, der z. Z. in Travemünde weilt, wird voraussichtlich der Aufführung beiwohnen. Am Freitag geht ebenfalls zum letzten Male die Zellersche Operette „Der Obersteiger" in Szene und hat Herr Heydrich für diesen Abend durch Verfassung neuer Verse für das Publikum eine Überraschung vorbereitet. — Im Hansatheater gelangt am Sonnabend zum Einheitspreis von 50 Pf. das Volksstück „Onkel Bräsig", nach der gemütvollen Erzählung von Fritz Reuter, zur Aufführung. Zweifellos wird die Vorstellung vor ausverkauftem Hause stattfinden.

Wilhelmtheater. Man schreibt uns: Auf die morgige letzte Wiederholung von Shakespeares köstlichem Lustspiel: „Was ihr wollt" wollen wir nicht unterlassen, nochmals aufmerksam zu machen. Für die volkstümliche Vorstellung am Sonnabend: „Klein Dorrit" ist wohl wieder, wie beim letzten Male, ein ausverkauftes Haus vorauszusagen. Am Sonntag werden die so äußerst beifällig aufgenommenen lebenden Bilder: „Frauenliebe und Leben" nach Paul Thumann wiederholt. Frau Dr. Fuchs-Brandt hat in liebenswürdiger Bereitwilligkeit wieder ihre Mitwirkung zugesagt. Auch Sudermann's „Heimat" wird noch einmal zur Aufführung gelangen.

Kiel. Bootsunfall? Große Beunruhigung veranlaßte Dienstag abend die in Laboe umlaufende Meldung, das Berliner Motorboot „Tipp Topp" sei am Schönberger Strand gekentert. Das kleine Vergnügungsboot mit gedeckter Kajüte war von Kiel gekommen und sollte die Reise nach Lübeck fortsetzen und durch die Binnengewässer die Heimfahrt nach Berlin antreten. Hohen Seeganges wegen war die Frau des Besitzers in Laboe ausgestiegen und beim Eintreffen der Nachricht von dem angeblichen Unglück veranlaßte sie das Inseegehen des Dampfers „Maybach". Dieser kehrte unverrichteter Sache zurück. Abends schickte die Neue Dampfer-Kompagnie den Bergungsdampfer „Bülk" in See und gleichzeitig ging das Rettungsboot seewärts. Beide Fahrzeuge kamen abends 9½ Uhr wieder in Laboe an; von dem verunglückten Motorboot hatten sie keine Spur gefunden. Nach einer vom Schönberger Strand eingegangenen Meldung wurde „Tipp Topp" zuletzt zwischen Schönberger Strand und Howacht gesichtet. Das Fahrzeug hatte anscheinend Motorhavarien gehabt, war in See getrieben und steuerte in einem großen Bogen wieder der Küste zu. Das Wetter war um diese Zeit schwer, Fischerboote hatten zwei Reffe eingesteckt und konnten trotzdem kaum die See halten. Über den Verbleib des Motorbootes liegen noch keine bestimmten Angaben vor, man nimmt aber allgemein an, daß es Heiligenhafen oder Fehmarn erreicht hat. — Wie jetzt gemeldet wird, ist das Boot tatsächlich in Heiligenhafen wohlbehalten angekommen.

Flensburg. Der Gemeine und der Herr Unteroffizier. Zwei am gleichen Tage vor dem hiesigen Kriegsgericht verhandelte Fälle reizen förmlich zum Vergleichen, wobei natürlich die militärische Gerechtigkeit im hellsten Glanz erstrahlt. Sechs Monate Gefängnis und eine Woche Haft wegen Widerstands erhält der Füsilier Karl Tieß der 8. Kompagnie des Inf.-Regts. Nr. 86, weil er in der Trunkenheit den Polizeibeamten bei seiner Festnahme Widerstand entgegensetzte und sie beleidigte. Dann hat er sich auf dem Wege von der Polizeiwache nach der Kaserne mehrere Male hingeworfen, was strafbar war, weil er sich unter der Führung einer Patrouille befand. Der Vertreter der Anklage beantragte nicht weniger als neun Monate Gefängnis und drei Tage Haft. — Ganz anders und viel milder gesinnt zeigte sich der Anklagevertreter gegen einen betreßten „Stellvertreter Gottes", der dann an die Reihe kam. Der Unteroffizier Techant der 1. Kompagnie des Inf.-Regts. Nr. 86 war der Mißhandlung und Beleidigung eines Untergebenen angeklagt. Nach Aussage des Füsiliers Schütt hat der Unteroffizier ihn am 12. Juli beim Bettmachen vor die Brust gestoßen, daß er rücklings über das Bett gegen die Wand fiel, dabei titulierte ihn der Unteroffizier: „Verfluchter Hund". Später hat der Unteroffizier den Füsilier Schütt kommen lassen, ihm die Hand gegeben und gebeten, nichts zu melden. Der angeklagte Unteroffizier bestreitet natürlich die ihm zur Last gelegte Handlung. Der Ankläger beantragte — drei Tage mittleren Arrest. Das Gericht setzt die Verhandlung aus, um noch den Vizefeldwebel Wohlfahrt als Zeugen zu vernehmen.

Bant. Unschuldig im Zuchthaus? In den Jahren 1905/06 wurden hier verschiedene Einbruchsdiebstähle verübt und als der Tat dringend verdächtig der Maurer Karl Faulwasser von hier und dessen Ehefrau in Haft genommen. Es wurde Anklage erhoben, und zwar gegen den Ehemann Faulwasser wegen Diebstahlsverbrechens und gegen dessen Ehefrau wegen Hehlerei; in der im September 1906 vor dem Landgerichte in Oldenburg stattgehabten Verhandlung, zu der eine große Anzahl Zeugen geladen waren, wurden die Angeklagten trotz der Beteuerung ihrer Unschuld für schuldig befunden und der Ehemann Faulwasser zu sechs Jahren Zuchthaus, die Ehefrau Faulwasser zu einem Jahr

zwei Monaten Zuchthaus verurteilt. Die Eheleute Faulwasser verbüßen ihre Strafen in Vechta. Jetzt hat die II. Strafkammer des Landgerichts in Oldenburg einen Antrag auf Wiederaufnahme des Verfahrens für zulässig erklärt, und eine große Anzahl hiesiger Einwohner, die in der Verhandlung als Entlastungszeugen von den Angeklagten vorgeschlagen, aber nicht geladen wurden, sollen jetzt als Zeugen eidlich vernommen werden. Auf den Ausgang des Verfahrens ist man allgemein gespannt.

Bremen. Durch Berühren einer Starkstromleitung getötet. Ein 25 Jahre alter Schlosser, der in der Automobilfabrik in der Föhrenstraße beschäftigt war, verunglückte durch Berühren einer Starkstromleitung in genannter Fabrik. Um an seinen Arbeitsplatz zu gelangen, kletterte er, anstatt eine Leiter zu benutzen, an einem eisernen Träger empor und ging über einen Schwebekran, wobei er mit der Starkstromleitung in Berührung kam. Ein furchtbarer Schrei seinerseits rief Personal herbei, das den Schlosser bewußtlos an der Leitung des Krans hängend fand. Sofort wurde der Strom abgestellt und der Verunglückte aus seiner Lage befreit. Er starb auf dem Transport nach dem Krankenhause. Verschulden Dritter scheint nicht vorzuliegen.

Theater und Musik.

Stadthallen-Theater. „Preziosa", romantisches Schauspiel in 4 Akten von Wolff, Musik von Weber. Warum Herr Kugelberg sich dieses Schauspiel für sein Benefiz gewählt hatte, ist nicht recht klar. Der Geschmack des Publikums ist nun einmal nicht mehr der Ritterschauspiel-Romantik zugewandt, und zweitens sind die Schauspieler, welche tagtäglich sich nur mit Salon-Rollen abquälen müssen, nicht recht geeignet für Aufgaben, wie sie von ihnen in „Preziosa" gelöst werden sollen. Dann kommt noch hinzu, daß „Preziosa" in Versen geschrieben ist, und Verse gut zu sprechen, ist sehr schwer. Das konnte man gestern abend wieder so recht merken. Der jugendliche Benefiziant, Herr Kugelberg, spielte den schwärmerischen Don Alonzo; daß es dem Künstler gelungen wäre, besonders zu interessieren, können wir nicht behaupten. Ihm fehlte der hinreißende Schwung, das Feuer, dessen Flamme auch in das Herz der Zuschauer dringt. Als Dank für manche tüchtige Leistung, die Herr Kugelberg im Laufe der Spielzeit geboten hat, wurden ihm verschiedene Blumenspenden zuteil. Recht poesievoll gestaltete Frl. Munckwitz die Preziosa. Mit Anerkennung sei noch der hübsch arrangierten und ausgeführten Chorszenen gedacht. Der Besuch des Theaters hatte auch unter dem unangenehmen Wetter zu leiden; viele Plätze waren leer. P. L.

Handels- und Marktnachrichten.

Lübecker Marktpreise vom 7. August.

Bauern-Butter Pfd. 1,10—1,15 Mk., Meierei-Butter Pfd. — 1,25 Mk., Hasen —,— Mk., Enten 3,00—3,30 Mk., Hühner 1,60—2 Mk., Küken Stck. 1,30 Mk., Tauben Stck. 0,55 bis 0,60 Mk., Gänse Pfd. — Mk., Flickgans — Mk., Schweinskopf Pfd. 0,45 Mk., Schinken Pfd. 1,00—1,10 Mk., Wurst Pfd. 1,30 Mk., Eier 8 u. 9 Stck. 60 Pfg., Karpfen Pfd. — Mk., Geräuch. Lachs Pfd. 1,00—2,00 Mk., Karautschen Pfd. 80 Pfg., Hechte Pfd. 70 Pfg., Barsche Pfd. 70 Pf., Aal Pfd. 0,90—1 Mk., Heringe 2 10 Pfg., Dorsche genüg., Brachsen Pfd. — Pfg., Gemüse genügend, Blumenkohl, d. Kopf 0,30—0,30 Mk., Aepfel, verschiedene pr. 100 Pfd. — — Mk., Pflaumen, pr. 100 Pfd. — — Mk., Kirschen Pfd. 20 Pfg., Zwiebeln, hiesige, Pfd. — Mk., Gurken 100 Pfd. — Mk., Kartoffeln pr. 10 Liter 50—70 Pf., Kohl, 100 Pfd. — Mk., Süßwasserfische genügend. Kartoffeln pr. 10 Liter 60—70 Pfg. — Schleie Pfd. 1,30 Mk. Kartoffeln beste, 100 Pfd. — Mk.

Getreidepreise.

Lübeck, 7. August.

Weizen, 127—132 Pfd. holl. 210—215 Mk. **Roggen** 118—123 Pfd. holl. 213—218 Mk. **Hafer** nach Qualität 190—195 Mk., hochfein über Notiz. **Gerste**, nach Qualität 170—180 per 1000 Kilo.

Butter-Notierungen

d. Landwirtschaftskammer f. d. Provinz Schleswig-Holstein.

Butter-Auktion des ostholsteinischen Meierei-Verbandes.

Hamburg, 7. August.

1. Klasse 251 Drittel zu 114,71 Mk. im Durchschnitt.
2. „ 25 „ „ 110,38 Mk. „ „

Sternschanz-Viehmarkt

7. August.

Der Schweinehandel verlief ruhig.
Zugeführt wurden 461 Stück, davon vom Norden — Stück, vom Süden — Stück. Preis: Versandschweine schwere 64 Mk., leichte 63—64 Mk., Sauen 54—59 Mk. und Ferkel 60—63 Mk. pro 100 Pfund.

Literarisches.

Von der **Neuen Gesellschaft**, (Herausgeber Dr. Heinrich Braun und Lily Braun, Verlag: Berlin NW 6, Charitéestraße 3. Verbandshaus des Deutschen Metallarbeiter-Verbandes. Preis für das Einzelheft 10 Pf. Probehefte kostenlos) ist soeben das 6. Heft des 5. Bandes erschienen, das folgenden Inhalt hat: Friedrich Stampfer: Dennoch. — Otto Hue: Bergarbeiterschicksal. — Paul Reimann: Berliner Bauunwesen. — Gewerkschaftliche Umschau. — Dr. Rudolf Eisler: Die moderne Weltanschauung und der Mensch. — N. P. Starodworski: Aus Schlüsselburg. — Glossen.

Über das Versorgungsstatut für die Lohnarbeiter der Stadtgemeinde Ludwigshafen a. Rhein, das manchen sozialpolitischen Fortschritt bringt, berichtet Wilhelm Herzberg in Nr. 31 der „Kommunalen Praxis". Wie alle sozialpolitischen Maßnahmen der Stadt Ludwigshafen, so ist auch dieses Versorgungsstatut der Initiative der sozialdemokratischen Vertreter im Stadtrate entsprungen, die damit bewiesen haben, daß die Arbeiterinteressen auch in Kommunalparlamenten am besten bei der Sozialdemokratie aufgehoben sind. Ein höchst interessanter Artikel in der vorliegenden Nummer handelt von den Schwierigkeiten, mit denen ein leidlich fortschrittlich gesinnter Bürgermeister, nämlich Herr Kutzer in Fürth, bei einer rückständigen Gemeindevertretung zu kämpfen hat. Man muß einmal bedenken, was es für einen schaffensfrohen, energischen Mann an der Spitze eines Gemeindewesens bedeutet, wenn aus den Reihen des satten Bürgertums in Aufrufen aufgefordert wird, seine Bestrafung „nicht etwa noch durch private Gaben zu unterstützen!" Im Kampfe gegen den bornierten Spießergeist, der sich in solchen Aufrufen gegen jeden Fortschritt Luft macht, leistet die im 7. Jahrgang erscheinende „Kommunale Praxis" die wertvollsten Dienste. — Probenummern der „Kommunalen Praxis" sind jederzeit durch den Verlag Buchhandlung Vorwärts, Berlin SW. 68, Lindenstr. 69, zu beziehen.

Verantwortlich für die Rubrik Lübeck und Nachbargebiete und die mit P. L. gezeichneten Artikel Paul Löwigt; für den gesamten übrigen Inhalt Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co
Sämtlich in Lübeck.

Komitee- u. Kommissions-Sitzungen

7. Distrikt.
St. Lorenz links.
Versammlung am Freitag, den 9. Aug., 8½ Uhr im Vereinshaus.

2. Distrikt.
Versammlung am Freitag, den 9. August, pünktlich 8½ Uhr bei Schröder, Lederstraße 3.

D. M. V.
Komitee-Sitzung
am Freitag, den 9. August 1907
abends 8½ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstraße 50—52.

Todes-Anzeige.
Am Dienstag, den 6. August verstarb nach kurzer Krankheit meine liebe Frau und meiner Kinder treusorgende Mutter
Johanna Groth
geb. Cordes
im Alter von 43 Jahren, tief betrauert von mir und meinen Kindern.

Verspätet.
Am 6. August, 7¾ Uhr, starb nach langem schweren Leiden mein lieber Mann und meiner Kinder liebevoller Vater
Fritz Tretov.
Lübeck, Kleine Altefähre 8.
Beerdigung am Freitag, den 9. August, vormittags 9½ Uhr von der Kapelle Burgtor. Trauerfeier 9¼ Uhr.

Lokal-Verband der Hafenarbeiter Lübecks.

Nachruf.
Am Dienstag, den 6. August, verstarb unser Mitglied
Fritz Tretov.
Ehre seinem Andenken!
Die Beerdigung findet am Freitag, den 9. August, morgens 9¼ Uhr auf dem Allgemeinen Gottesacker statt.
Versammlung der Kollegen 8½ Uhr im Vereinshaus.
Um rege Beteiligung bittet
Der Vorstand.

Möbl. Zimmer zu vermieten.
Marlistraße 44b, I.

Zu vermieten zum 1. Oktober 2-Zimmer-Wohnung mit Zubehör im Preise von 230 Mk. Näheres Kanalstraße 20, part., früher Tivoli.

Zu vermieten zum 1. Oktober mehrere kleine Wohnungen Mühlentor, Wasserweg. Näheres Wasserweg bei Schnepel.

Zu vermieten eine Wohnung, enthaltend 3 Zimmer und Zubehör.
Zu erfragen Kohlhorststraße 15.

Der Neue Welt-Kalender
für das Schaltjahr 1908
ist jetzt in sehr reichhaltiger Ausstattung zur Ausgabe gelangt und können wir denselben allen unseren Lesern zum Kaufe empfehlen.
Preis 40 Pfg.
Derselbe ist auch durch unsere Kolporteure und Zeitungsausträgerinnen zu beziehen.
Friedr. Meyer & Co.
Johannisstr. 46 * Buchhandlung * Johannisstr. 46.

Durch Zufall ausnahmsweise, besonders
schöne Hofbutter
Pfund nur 1,10 Mk. empfiehlt
Heinr. Wischendorff, Königstraße 88.

Im Verlage der Buchhandlung „Vorwärts", Berlin, erschien soeben:
Frauenleiden und deren Verhütung.
Nebst einem Anhang:
Die Verhütung der Schwangerschaft.
Von Dr. J. Zadek.
Preis 20 Pfg.
Zu beziehen durch die
Buchhandlung Friedr. Meyer & Co.

Verband d. Fabrik-, Land-, Hilfsarbeiter u. Arbeiterinnen Deutschl.
(Zahlstelle Lübeck.)

Nachruf.
Am Mittwoch, den 7. August, starb unser Mitglied der Kollege
Joh. Carlson.
Wir werden ihm ein ehrendes Andenken bewahren.
Die Beerdigung findet am Sonnabend, den 10. August, vormittags 10½ Uhr von der Burgtor-Kapelle aus statt.
Abmarsch der Kollegen 9¾ Uhr vom Vereinshaus.
Um rege Beteiligung ersucht
Die Ortsverwaltung.

Visit-Karten
auf ff. Elfenbeinkarton
per 100 Stück von 1 Mk. an.
Die Druckerei des Lüb. Volksboten

E. BOY, Fischhandlung
Hüxstr. 30. Telefon 115.
Markthalle 46.
Lebend frische Seefische
Donnerstag, Freitag, Sonnabend:
Täglich Markthalle von 7—12 Uhr vorm.: Seelachs zum kochen und braten in ganzen Fischen nur Pfund 10 Pfg., im Ausschnitt Pfund 12 Pfg. Fischkarbonade, wie Fleisch, sehr schön, Pfd. 40 Pfg. Schellfische 25 Pfg. Rotzunge Pfund 40 Pfg. Rotzunge, kleine, schön wie Goldbutt, Stück 5 Pfg.

Die Arbeiter-Garderoben
aus dem Spezial-Geschäft von
Lübeck Hartt 4 **Otto Albers** Kohlm. 10.
sind vortheilhaft bekannt durch gute Verarbeitung und sehr billige Preise. U. A.:
Lederhosen . . 2,20—6,45
Maurerhosen . . 2,60—6,75
Schlosserhosen 1,88—5,25
Ueberziehhosen . 1,08—2,35
Zwirn-Hosen . . 1,68—3,25
leinene Jacken, schräge und gerade, 1,28
Kasen, Hemden, Schlachterjacken, Friseurjacken, Maler-Mäntel erstaunlich billig.
Mützen von 30 Pfg. bis 1,88 Mk.
Rote Lubecamarken.

Johannes Probst
Uhrmacher Marlistraße 29
Reparaturen unter Garantie prompt und billigst. Federn M. 1.50, Gläser v. 30 Pf. an.

Sozialdemokratisches Liederbuch.
Neueste Auflage.
Preis 40 Pfg. Preis 40 Pfg.
Buchhandlung von Friedr. Meyer & Co.

Achtung!
Hafenarbeiter
(zentral).
Mitglieder-Versammlung
am Freitag, den 9. August
abends 8½ Uhr
im Vereinshaus, Johannisstrasse 46-52.
Tages-Ordnung:
1. Aufnahme neuer Mitglieder.
2. Innere Verbandsangelegenheiten.
Um zahlreiches Erscheinen ersucht
Der Vorstand.

Hansatheater.
Sonnabend, 10. August. 8 Uhr.
Letzte volkstümliche Vorstellung.
Jeder Platz 50 Pfg.
Fritz Reuters
Onkel Bräsig.
Lebendsbild in 5 Akten.
Vorverkauf ab heute bei Sager, Kohlm.

Stadthallen-Theater.
Direktion: Ludwig Piorkowski.
Freitag 8 Uhr. 52. Abonn.-Vorst.
Letzte Aufführung der Operette
Don Cesar.
in 3 Akten von Dellinger.

Wilhelm-Theater.
Freitag 8 Uhr. 70. Abonnements-Vorst.
Zum letzten Male:
Was ihr wollt.
oder: Der Dreikönigsabend.
Lustspiel in 4 Akten von Shakespeare.
Sonnabend: Jeder Platz 50 Pfg.
Klein Dorrit.
Sonntag: Unter gefl. Mitwirkung von Frau Dr. Fuchs-Brandt-Hamburg.
Frauenliebe und Leben.
Acht lebende Bilder nach P. Thumann.
Gesang: Frau Dr. Fuchs-Brandt.
Hierauf: Heimat.

Beilage zum Lübecker Volksboten.

Nr. 183. Donnerstag, den 8. August 1907. 14. Jahrg.

Unsterbliches Leben.

Von Dr. Ernst Teichmann.

Wer einmal versucht hat, die Welt des Lebendigen zusammenfassend als ein Einziges sich vorzustellen, und dann darüber Klarheit zu gewinnen sich mühte, was es denn eigentlich sei, das diesem gewaltigen Phänomen seine Besonderheit und Auszeichnung vor dem übrigen Naturgeschehen verleiht, der wird mit unwiderstehlichem Zwange auf eines hingeführt, dem sich nichts an die Seite stellen läßt, wie sehr man auch die Vorgänge im Anorganischen durchforschen möge. Es ist die Erscheinung des Entstehens, des Vergehens und der ewigen Erneuerung der Einzelindividuen in dem ungeheuren Strom, der sich als Leben über diese Erde ergießt. Die nichtorganisierte Materie weiß davon nichts. Der Fels, der seit Jahrhunderten und Jahrtausenden an seinem Flecke liegt, bleibt dort starr, unbeweglich und unveränderlich, soweit er nicht durch mechanische Einflüsse Umgestaltung erleidet. Über ihn mögen unausdenkbare Zeiten dahinrauschen, am Ende ist er derselbe wie zu Anfang. Und wenn er der Zerstörung durch die Mächte der Sphäre erliegt, so löst er sich in kleine und kleinste Teile auf; er verschwindet, und seine Stätte kennt ihn nicht mehr: nie aber bringt er seinesgleichen aus sich hervor. So und ähnlich verhalten sich unorganische Körper überhaupt. Und auch wenn solche Gebilde neu sich formen, so geschieht es, indem wiederum mechanische und von außen wirkende Kräfte im Spiel sind. Aber aus sich selbst heraus können sie sich nicht schaffen noch gebären.

Nun lenke sich der Blick auf die Fülle lebendiger Wesen, die unsere Erde bevölkert. Ein stetes sich Erneuern und Verjüngen der uralten, aus fernen Vergangenheiten hervorquellenden Welt organischen Seins bietet sich den sinnenden Blicken dar. Greisenalt und jugendfrisch, eisgrau und maiengrün, das Antlitz durchfurcht von den Erlebnissen der Ewigkeit und doch blitzenden Auges voll sieghafter Kraft, so steht es vor uns, dieses Leben als die Blüte, mit der sich die Erde geschmückt hat. Wohl sind die Geschlechter über diesen Planeten gezogen, von denen unsere Zeit nichts mehr weiß: sie sind gestorben, verdorben. Mit Trauer und mit Grauen müssen wir ja selbst zuschauen, wie eine einst mächtige und prächtige Tierwelt unaufhaltsam ihrem Untergang entgegengeht. Der Büffel Amerikas, der Wisent und Elch Europas und die Riesen der afrikanischen Wildnis werden in absehbarer Zeit aufgehört haben zu existieren — gewiß ein Drama, wie es erschütternder keine Phantasie zu ersinnen vermöchte. Aber was will das alles besagen im Vergleich zu dem nimmerversiegenden Quell, aus dem in jedem Augenblick tausende und abertausende von neuen Geschöpfen hervorgehen, um allsogleich die leer gewordenen Plätze auszufüllen. Was will es heißen, daß der Bison ausstirbt angesichts der einen Tatsache, daß allein der Stamm der Insekten wohl mehr als zwei Millionen Arten umfaßt, deren jede Unzahlen von Einzelwesen umspannt. Und was macht es aus, daß der rote Mann dem Untergang geweiht ist, da doch das kleine Deutschland in einem Lustrum seine Bevölkerung um über vier Millionen durch den Überschuß von Geburten vermehrt. Im ganzen betrachtet, zeigt die lebendige Welt keine Abnahme noch Schwächung: breiter und mächtiger denn je läßt sie den Strom ihrer Geschöpfe über die Erde hinfluten.

Wie nun bewirkt sie dieses Wunder? Wie doch kommt es, daß das organische Reich kein Altern kennt und kein Aufhören, daß es so ungebrochen und ungeschwächt seine Herrschaft behauptet, nicht zu besiegen durch alle Mächte der Zeitlichkeit? Ein Mittel nur ist es, dessen es sich bedient, aber ein Mittel von großer Kraft und seltener Güte: Schild und Schwert zugleich, stellt es eine Waffe dar, mit der ausgerüstet das Leben jeglichen Angriff abzuschlagen, immer neues Land sich zu erobern instand gesetzt ist. Dieses kostbare, einzige Kleinod besitzen die lebenden Wesen in der Fähigkeit, sich fortzupflanzen, zu vermehren. Wunderbar und über alle Maßen sinnreich ist, was wir hier gewahren. Ein Leben entsteht aus kleinem unscheinbarem Anfang; schwächlich und hinfällig scheint es und leicht zu vernichten. Nun wächst es heran, nimmt zu an Kraft und Größe, bis es die Mittagshöhe seiner Entwicklung erreicht hat. Dann geht es abwärts, die kaum gesammelten Kräfte lassen nach, und binnen kurzem verlöscht die Flamme, sinkt in sich zusammen und, was übrig bleibt, ist eine Handvoll Asche. Kurz nur sind die Tage, deren sich die Geschöpfe dieser Erde freuen dürfen; ihnen allen ist das gleiche Schicksal bestimmt, alle sind wie „ein Blum und fallend Laub". Und doch, ist die Betrachtung vollständig, die wir eben angestellt haben? Fehlt da nicht ein Zug im Bilde? Ist es wirklich die trostlose Bestimmung lebender Wesen, zu entstehen und zu vergehen, ohne eine Spur zu hinterlassen? Nein, gewiß nicht! Denn eben hier fügt sich in den Lebensgang jenes Moment ein, dessen vorhin Erwähnung getan wurde. Hat das Individuum eine Spanne Zeit gelebt, so erreicht es miteins den Höhepunkt seines Daseins. Nun ist es ausgewachsen und verfügt über all die Fähigkeiten, die sein Wesen ausmachen; eine der wichtigsten aber, vielleicht die wichtigste überhaupt, besteht darin, daß es die Macht hat, seiner eigenen Vernichtung vorzubeugen. Ein Teil seiner selbst, Fleisch von seinem Fleisch, wird ausgesondert und rettet das Leben hinüber in eine neue Phase. Nicht also gänzlicher Untergang ist das Los sterblicher Wesen: jedes von ihnen birgt ein Unsterbliches in sich, ein ewiges Teil, das alle Zeiten zu überdauern die Kraft hat.

Ein überaus reizvoller Anblick und auch, wenn man will, ein tröstlicher Gedanke ist das Leben, ist zyklisches Geschehen. Wo auch immer wir es anzuschauen beginnen, stets werden wir in einen Kreislauf eingeführt: hier wird ein Wesen in die Welt geboren und alsbald bringt es aus sich selbst Ausgangspunkte neuen Lebens, Keime frischen Daseins hervor; und wiederum jeder einzelne von diesen tritt sogleich in die Fußstapfen seines Vorfahren und händigt die wertvolle Gabe denen ein, die sie weitergeben und bewahren. So zieht sich Leben hin durch die unabsehbare Folge der Generationen, und das einzelne Wesen, das wir mit Unrecht ein Unteilbares, ein Individuum nennen, ist nichts als das vergängliche Gefäß das bestimmt ist, den kostbaren Inhalt eine kleine Weile zu beherbergen.

Wer in dieser Weise seinen Blick über die lebenden Wesen hingleiten läßt, dem wird freilich die Bedeutung des Einzelnen stark entwertet erscheinen. Das ist für uns Menschen, die wir ja uns selbst, unsere eigene Person zum Muß aller Dinge zu machen gewohnt und gezwungen sind, schmerzlich. Wir legen dem, was wir die Persönlichkeit nennen, dem Ich, der „Seele" jedes Einzelnen eine überragende Bedeutung bei. Religiöse und philosophische Vorstellungen haben dabei die Hand im Spiele, und es kann hier nicht versucht werden, darüber ein Urteil abzugeben, wie weit solche Bewertung berechtigt ist. Aber eines darf der Naturforscher mit Nachdruck und Entschiedenheit in Anspruch nehmen, daß nämlich die oben skizzierte Betrachtungsweise, die unter möglichster Absehung von besonderen Ansprüchen des Menschen das Große und das Ganze der lebenden Natur ins Auge faßt, nicht außer acht gelassen werde. Naturwissenschaftlich abgesehen, ist nun einmal der Mensch nur ein Glied in einer langen Kette, und was für die anderen Geschöpfe gilt, muß auch auf ihn Anwendung finden dürfen. Und vielleicht bildet gerade die uns von der Naturwissenschaft aufgezwungene Erkenntnis von der nur relativ zunehmenden Bedeutung des Individuums ein wertvolles Korrektiv gegen die hochgespannte, um nicht zu sagen überspannte Schätzung des Wertes der einzelnen Persönlichkeit, die ein so hervorstechendes Merkmal unserer Kulturepoche ist.

Doch ist es nicht die Aufgabe, die uns hier beschäftigen soll, solchen weitausschauenden Gedanken nachzusinnen. Was sich uns, indem wir die Welt des Organischen anschauen, machtvoll und nachdrücklich aufdrängt, ist die alles andere organische Geschehen überragende Bedeutung des Phänomens der Fortpflanzung. Es wäre durchaus keine Übertreibung, wenn behauptet würde, daß alle Einrichtungen, mit denen das Einzelwesen ausgestattet ist, im tiefsten Verstande in diesen Vorgang ausmünden, in ihm ihren eigentlichen Zweck haben: in letzter Linie dienen sie immer der Erhaltung und Weitergabe des Lebens von einer Generation auf die andere. Es muß für jeden, der der Natur Liebe und Interesse entgegenbringt, einen besonderen Reiz haben, von den Vorgängen etwas zu erfahren, die so tief in das Leben der Organismen und damit auch des Menschen eingreifen, daß ohne ihre Kenntnis ein wirkliches Verstehen und Begreifen ihrer Eigentümlichkeit nicht möglich ist. — Eine treffliche Schilderung aller dieser Vorgänge finden wir in dem neuen Kosmosbändchen „Fortpflanzung und Zeugung" von Dr. Ernst Teichmann (Frankhsche Verlagsbuchhandlung, Stuttgart, (1 Mark), dessen Einleitung der hier wiedergegebene Aufsatz entnommen ist.

Aus meiner Londoner Zeit (1878—1880).

Erinnerungen von F. F. J. Ehrhart.

. . . Der Kommunistische Arbeiterbildungsverein in London war stets mehr als die Bruderorganisationen in Paris und der Schweiz ein bevorzugtes Feld der Tätigkeit der aus dem Reptilienfonds gefütterten Spitzel.* Eine öffentliche Abrechnung dieses Fonds hätte zweifellos ein überraschendes Ergebnis geliefert; aber es gab damals noch wenig zu berichten. Wir waren auch sehr vorsichtig in der Wahl unserer Vertrauensleute, später wurde es allerdings anders. Wir waren im schönsten Zuge des ruhigen Fortschreitens begriffen, da gelangte die Kunde der Attentate von Hödel und Nobiling zu uns. Zur Zeit des letzteren Attentats (1878) befand sich gerade der deutsche Kronprinz mit Familie in London. Zu jener Zeit erschien in London als Organ der Deutschen in England das von Karl Blind und anderen Demokraten gegründete deutsche Wochenblatt „Herrmann." Seine demokratischen Grundsätze hatte es an den Nagel gehängt, es ward mordspatriotisch und sank, in erster Linie wohl aus Hunger, zu einem ganz gemeinen Revolverblatt herab. Der nominelle Besitzer dieser Bettel war ein gewisser Dr. Juch, ein Hochstapler ersten Ranges. Mit verschiedenen Spitzeln ramschte er eine Anzahl in die Stock- und Zuckerfabriken Whitechapels verschlagene, meist höchst anrüchige Elemente zu einer Deputation zusammen. Dieses Gelichter sollte dem deutschen Keonprinzen im Namen aller deutschen Arbeiter Londons eine Adresse überreichen, in der die Sozialdemokraten als ruchlose Attentäter beschuldigt und Ausnahmegesetze gegen uns verlangt

*) Reptilienfonds hieß jener Geheimfonds der deutschen Regierung, aus dem namentlich all das kriecherische lichtscheue Gesindel, das die preußische Polizeiwirtschaft Bismarcks zu ihrem Schutze brauchte, gefüttert wurde.

Der Übel größtes ist die Schuld!

Roman von Friedrich Thieme.

(13. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Von der Stirn des jungen Mannes troff der Schweiß. Er war gestern bei Grete gewesen und hatte aus ihrem Munde vernommen, daß ihr Vater allerdings in S. gewesen sei und eine Kuh gekauft habe. Wie fast alle Bewohner des Städtchens trieb er neben seinem Hauptgeschäft ein bischen Ökonomie. Das heißt, er bewirtschaftete ein paar Acker Land und hielt sich im Stall eine Kuh und ein paar Ziegen.

Soweit stimmte also die Darstellung des Inspektors. Aber konnte er dem Vater seiner Geliebten, der noch dazu ein wahlhabender Mann war, zutrauen, daß er der Helfershelfer von Verbrechern sei? Nein, nein, es war nicht denkbar — und doch, wenn er sich des Gesprächs erinnerte, das er mit ihm über die Möglichkeit, die Falschmünzer in der Stadt zu entdecken, geführt und seiner offenbaren Unzufriedenheit mit der Zugehörigkeit Maxens zur Polizei — warum sollte der Inspektor nicht recht haben?

Unruhig stand er da, nervös mit der Hand über den üppigen Vollbart streichend.

„Sie sind wohl näher mit Mohring bekannt und vermögen an seine Schuld absolut nicht zu glauben?" fragte der Inspektor nach einer Weile.

„Offengestanden, ja — das heißt, ich kenne die Familie seit Jahren sehr gut — ich kann es nicht für möglich halten. Die falschen Stücke können doch durch Zufall in Mohrings Besitz geraten sein — er ist damit angeführt worden wie so viele — und ohne es zu ahnen, verausgabte er sie weiter."

„Das ist recht wohl möglich", stimmte Inspektor Börner bei. „Deshalb müssen wir vorsichtig verfahren. Wir dürfen nicht ohne Not einen Unschuldigen kompromittieren. Andererseits stehen aber auch so wichtige öffentliche Interessen in Frage, daß wir verpflichtet sind, jede Spur schonungslos zu verfolgen. Der Mann muß zunächst darüber vernommen werden, ob er sich über die Herkunft der Stücke ausweisen kann. Ist das der Fall, so ist er entlastet. Wenn nicht —"

„Nun —?"

„Dann muß eine Haussuchung stattfinden, die vielleicht weiteren Aufschluß bringt."

„Ja, ja", murmelte Max erschüttert. „Eine Haussuchung." Er durchmaß nachdenklich die Stube. „Wäre es nicht am besten, ich suchte privatim die erforderlichen Auskünfte von Mohring zu erlangen?" rief er plötzlich.

Der Inspektor schüttelte kategorisch den Kopf.

„Das geht nicht, Herr Schröter. Mohring würde alles in Abrede stellen, auch würde er dadurch Wind davon erhalten, daß man ihm auf den Hacken ist und vielleicht rechtzeitig alle Beweise vertilgen, die wir eventuell gegen ihn und seine Helfershelfer zu erhalten vermöchten."

„Allerdings —"

„Sie dürfen wie gesagt mit der Sache nichts zu tun haben, damit Sie, falls wir auf einer falschen Spur sind, Ihre Bemühungen ruhig fortsetzen können. Ich kam ja auch nur zu Ihnen, um mich über Mohrings Persönlichkeit zu informieren. Auch ich selber werde mich zunächst in die Sache nicht mischen, um meine geheime Tätigkeit nicht zu gefährden. Inspektor Klod in S. mag alles weitere in die Hand nehmen. In zwei Stunden bin ich wieder drüben, nachmittags können die erforderlichen Schritte geschehen. Bis dahin darf aber niemand etwas von der Sache erfahren."

Börner erhob sich und reichte seinem Beamten zum Abschied die Hand.

„Damit adieu, lieber Herr Schröter — und viel Glück, falls wir nicht bereits auf dem richtigen Wege sind!"

Max begleitete seinen Vorgesetzten bis zur Haustür, dann stürmte er in hochgradiger Erregung die Treppe wieder hinauf. Übermorgen sollte seine Verlobung mit Grete stattfinden — wie glücklich, wie selig hatte er sich in dieser Erwartung gefühlt — und nun — nun zogen plötzlich finstere Haufen Wolken über dem Himmel seines Glückes zusammen, Gendarmen drangen in das Haus, in dem er sich so wohl fühlte und rissen den Vater von der Seite der Geliebten. Konnte er schuldig sein? Sein eigentliches Benehmen sprach gegen ihn, aber seine bisherige Unbescholtenheit, seine Humanität gegen alle, mit denen er zu tun hatte, seine bekannte Rechtlichkeit, fielen sie nicht gewichtiger in die Wagschale als einige Zufälligkeiten, die sich vielleicht natürlich erklären ließen?

Und die Geliebte, wie würde sie es aufnehmen? Würde sie nicht ihren Willen gegen ihn kehren, weil er zu denjenigen zählte, denen die Aufgabe der Ermittlung der Falschmünzer oblag?

Wenn er wenigstens hätte hingehen dürfen, um sie vorzubereiten! Wie würde sie erschrecken, wie würde sie unglücklich sein! Nein, er mußte ruhig warten, bis das Unwetter über ihrem Haupte sich entlud, die unerbittliche Pflicht fragte nicht nach seinen Neigungen und Empfindungen, nach dem Wollen seines Herzens! Zum ersten Male empfand er, daß der Beruf, den er gewählt, doch kein so leichter sei, daß er schwere Anforderungen an diejenigen stelle, die sich ihm gewidmet, schwere Anforderungen nicht allein an ihren Fleiß, ihren Eifer, ihre Intelligenz und Ausdauer, ihren Mut und körperliche Fähigkeit, sondern vor allen Dingen auch an ihr Gemüt, ihr Herz, ihr Inneres! Der Beamte muß den Menschen überwinden können und sich doch das echt menschliche Empfinden zu bewahren verstehen!

Endlich hielt er es daheim nicht mehr aus, er nahm seinen Hut und eilte ins Freie. Die Einsamkeit suchte er, die Natur, den rauschenden Wald, die Gesellschaft der Wasserfälle und Quellen droben, der klopfenden Spechte, der krächzenden Raben! Mit eiligen Schritten klimmte er aufwärts, ohne sich darüber Rechenschaft abzulegen, wohin sein Weg ihn führe. Plötzlich stand er vor der Bergschenke, Häuser und Menschen waren ihm heute zuwider, ungestüm wollte er sich wegwenden, da sprach ihn eine freundliche und fröhliche Stimme an:

„Herr Schröter, Sie sind es? Recht, daß Sie mich auch einmal besuchen."

Er schaute auf und sah den Wirt zur Bergschenke in der Tür stehen.

„Guten Morgen, Herr Schodler," grüßte er, von der Begegnung im gegenwärtigen Momente nicht besonders entzückt. „Besuchen wollt' ich Sie jetzt eigentlich nicht," fuhr er fort, „nur der Zufall führte mich vorbei."

„So — Sie gehen spazieren?"

„Ja."

„Ich hörte, daß Sie da wären. Die Heimat zieht einen doch immer wieder an, wenn man auch in der Residenz wohnt. Sie haben sich dauernd in Dresden niedergelassen, hört ich?"

wurden. Das ging uns, die wir das Gesindel aus der Hefe Whitechapels kannten, doch über die Hutschnur. Wir besuchten in Masse die von Dr. Such und Genossen einberufene Demonstrationsversammlung, in der die Adresse beschlossen werden sollte. Mit riesiger Majorität wurde dort eine Resolution angenommen, in der ausgesprochen wurde, daß die sozialdemokratischen Arbeiter jede Schuld und Gemeinschaft an den Attentaten und deshalb auch jede Ergebenheitskundgebung im Namen der sämtlichen deutschen Arbeiter Londons ganz entschieden ablehnten, zugleich aber auch die schmutzigen Beweggründe des Dr. Such-Konsortiums klarlegten.

Hierauf wurde eine Kommission beauftragt, dafür Sorge zu tragen, daß die Absicht des Dr. Such vereitelt werde. Statt nun ihren Huldigungsulk für sich zu machen, bestand das Such-Konsortium auf seiner Absicht, im Namen aller deutschen Arbeiter Londons zu reden und die Sozialdemokraten verdächtigen zu wollen. In dem deutschen Botschaftsgebäude sollte der Humbug am folgenden Sonntag vor sich gehen. Das Kronprinzenpaar hatte zugesagt, die ehrbare Gesellschaft zu empfangen. Zur festgesetzten Stunde fanden sich hunderte unserer Genossen vor dem Palais ein. Bald erschien auch, befrackt wie ein gestiefelter Kater, Dr. Such mit seiner Schar und versuchte, in das Palais zu kriechen, was ihm aber nicht so leicht gelang. Die Masse der Unseren rückte ihm nach, seine Getreuen klammerten sich an die Rockschöße ihres Meisters, schließlich stand der alte Sünder hilfeschreiend, die Hände ringend, mit abgerissenen Frackschößen, von der Menge der Nachdrängenden umgeben, im Vestibüle der Botschaft. Man rief nach der Polizei. Die kam, drückte sich aber, als sie den wahren Hergang der Sache und die ihr teilweise bekannte Patriotengesellschaft sah, schnellstens wieder. Schließlich erschien der Botschafter Graf Münster selbst. Wir legten ihm den Grund unserer Anwesenheit klar; er bat uns freundlich, ihm keinen Eklat zu machen, wogegen er Kenntnis von unseren Angaben nehmen wolle, worauf wir uns ruhig aus dem Hotel zurückzogen. Pünktlich traf das Kronprinzenpaar vor der Botschaft ein. Einer der Unseren legte ihm in wenigen Worten klar, daß unsere Demonstration sich nur gegen die lügnerischen, die Sozialdemokraten verdächtigenden unlauteren Elemente richte. Zwar kreidebleich, aber doch ruhig, durchschritt das Paar unsere Reihen. Die Such-Patrioten versuchten schließlich, nachdem die englische Presse für uns Partei nahm, die öffentliche Meinung durch eine weitere öffentliche Demonstrationsversammlung in Whitechapel gegen uns zu beeinflussen. Die Versammlung war riesig, jedoch zu sieben Achteln von Sozialdemokraten besucht. Die „Patrioten" hatten eine Musikkapelle mitgebracht, Fahnen und Embleme aufgehängt. Auch wir stellten eine Kapelle. Abwechselnd, oft auch zu gleicher Zeit, spielten beide; die eine die Wacht am Rhein, die andere die Marseillaise. Den Patrioten begann vor ihrem Unternehmen zu grauen; sie zogen, ohne die Versammlung auch nur eröffnet zu haben, mit Fahnen usw. ab, worauf wir dieselbe eröffneten und den ganzen Vorfall besprachen. Schließlich wurde eine in unserem Sinne gefaßte Resolution angenommen. Die Patrioten sammelten sich vor dem Saale auf der Straße und drehten uns die Gasbeleuchtung ab; wir saßen in tiefster Finsternis. Mit Not gelang es uns, einige Talgkerzen zu beschaffen. Am Ende des auf die Straße führenden langen engen Ganges hatten sich die „Patrioten", mit Knitteln wohl versehen, aufgestellt. Den Führern wollten sie wenigstens einen Denkzettel mit auf den Weg geben. Aber unser Abzug vollzog sich glatt; mit Ausnahme einiger Löcher im Kopfe eines der Unserigen hatten wir keinen Schaden erlitten. Die zahlreich vertretene englische Presse berichtete und verurteilte das gewalttätige Vorgehen der „Patrioten" auf das schärfste und die deutschen Spitzel wie die Reptilienpresse, die den Vorgang gegen uns bei Begründung des Ausnahmegesetzes zu fruktifizieren hofften, konnten nichts daraus machen. Uns brachte der Fall etwa zweihundert neue Mitglieder. Wie niedrig die gegen uns angewendeten Mittel der „Patrioten" waren, mag ein Beispiel beweisen: Sie denunzierten unsere Genossen schriftlich und in ihrer Presse bei deren Arbeitgebern. Das sollte auch ich an einem drastischen Vorfall wahrnehmen. Während ihres Londoner Aufenthalts machte die deutsche Kronprinzessin verschiedene Einkäufe; so suchte sie auch das Grosgeschäft Mapple u. Ko., in dem ich beschäftigt war, auf. Ganz unerwartet nahm mich Mister Emellie, so hieß unser strenger, aber gerechter Betriebsführer, am Ärmel und führte mich auf den Speicher des hohen Baues, in einen durch Latten abgeschlossenen Raum; dort sollte ich die gelagerten Teppiche mustern. Er verließ schnell wieder den Raum, den er hinter sich abschloß. Einige Zeit musterte ich seinem Auftrage gemäß, ohne mir den Zweck des mir sonderbaren Auftrages bewußt zu werden; dann wurde ich unruhig. Warum hatte er mich eingeschlossen? Nach Verlauf einer Stunde kam Mister Emellie befriedigt lächelnd zurück, um mich zu befreien. Ohne erst eine Frage von mir abzuwarten, gab er mir die Aufklärung, daß die Kronprinzessin im Hause Einkäufe besorgte, und da ich ihm als gefährlicher Sozialdemokrat bezeichnet worden sei, wollte er den Besuch und die Firma vor Attentaten oder sonstigem Unheil bewahren; deshalb glaubte er, mich hoch oben in einem Teppichlager aufheben zu müssen. Ich lachte herzlich; er aber rieb sich vergnügt die Hände; er hatte für alle Fälle vorgebeugt.

Dem Attentat von Nobiling folgte das von dem Bürgertum schon längst erwartete Sozialistengesetz. Es begann die Zeit des Belagerungszustandes, von dem unsere Berliner Genossen am ersten und mit aller Wucht getroffen wurden. Von nun ab gab's fast täglich Zuzug aus dem deutschen Mutterlande. Die Nachrichten, die sie uns aus der Heimat überbrachten, empörten uns im höchsten Grade. Neben unseren Genossen, die wir freudigst begrüßten, kam auch ein Heer von Spitzeln. Mit größtem Bedauern sahen wir unsere Parteiorgane eines nach dem andern durch die rohe Gewalt verschwinden. Selbst dem kraft- und saftlosen Ersatz derselben ward das Lebenslicht ausgeblasen. Als bei uns die Entrüstung über all das unseren deutschen Brüdern zugefügte Leid seinen Höhepunkt erreichte, stellte sich, von uns ganz unerwartet, es war an einem Montag, auch Johann Most ein; er war auf der Reise nach Amerika begriffen. Zunächst gelang es mir, ihn auf einige Tage festzuhalten und ihn zu einem Vortrag zu gewinnen. Er schlief bei mir und nach der zweiten Nacht hatte ich ihn breitgeschlagen, in London ein Parteiorgan zu gründen. Wöchentlich sollte dasselbe wie der „Herrmann" erscheinen.

Am folgenden Sonntag hielt Most seinen Vortrag. Nach demselben wurde ein von mir begründeter Antrag, die Zeitung unter dem Namen „Freiheit" herauszugeben, mit großem Jubel angenommen. Am folgenden Sonnabend erschien bereits die erste Nummer. Einer unserer Genossen hatte zu einem mehr als bescheidenen Wochenlohn die Herstellung des Satzes übernommen. Die Redaktion wurde Most übertragen, der mit dem Lohnsatz eines Arbeiters sich gern begnügte. In die Expedition teilte ich mich mit einigen Genossen! sie mußte selbstverständlich auf dem Armenweg erfolgen. Ein Zimmer in der Percystreet, in dem vor uns schon Mazzini, Karl Blind und andere Revolutionäre hausten, diente uns als Redaktion, Expedition und als Schlafzimmer Mosts. Des abends war ein Qualm und ein Dunst in diesem Raume wie in einer Matrosenkneipe. Aber wir waren alle munter und fröhlich dabei. Originell war die entfaltete Agitation für unser Organ. Des Sonnabends nachmittags — die Arbeitszeit war in London um 1 Uhr beendet — strahlten wir, mit unserer „Freiheit" beladen, nach allen Richtungen der Weltstadt aus. Kein Publikhaus, in dem wir Landsleute vermuteten, wurde von unserem Besuch verschont. Spät in der Nacht kehrten alle in das Lager zurück; alle waren ihre Exemplare los. Viele brachten einen ganz anständigen Affen mit; sie mußten mehr für die Sache ausgeben, als sie für die verkauften Zeitungen einnahmen. Trotzdem ging das Geld am Montag bei Heller und Pfennig ein; wir konnten Drucker, Setzer und Redakteur bezahlen. So ging es einige Wochen. Bald sahen wir aber ein, daß es in dieser Weise auf die Dauer nicht gehen konnte.

Inzwischen mehrte sich das Verlangen der deutschen Orte nach der „Freiheit". Damit traten wir dem besonders von Most gepflegten Wunsche näher, unser Absatzgebiet besonders in Deutschland und Österreich, in welch letzterem die gleichen Verhältnisse wie in Deutschland bestanden, auszudehnen. Aber die Expedition stieß hier auf große Hindernisse; sie forderte so hohe Mittel, daß sie unser Opfermut nicht aufbringen konnte. Meist mußte das Organ von uns persönlich über die Grenze geschmuggelt werden. Reisen, die auch ich nach Hamburg und an den Rhein unternahm, zeigten, daß all unsere neuentdeckten Wege nur von recht kurzer Dauer waren. So kamen wir auf die sonderlichsten Einfälle. Eins unserer besten Absatzgebiete war Wien. Als unsere Wege dorthin stockten, packten wir unser Organ in ausgebohrte Bambusstöcke. Aber diese Art des Versands war auch wieder schnell zu Ende; erstens war diese Form des Transports zu teuer, und zweitens bekam die Polizei auch bald Wind davon. In unserer Not erhielt ich den ehrenvollen Auftrag, in Deutschland Leute, die man mir als „Geldonkels" bezeichnete, zu besuchen, um etwas für unser Organ locker zu machen. Mindestens erhoffte ich bei den Herren einen warmen Empfang; aber schwer war meine Enttäuschung. Mit den gröbsten Vorwürfen wurde ich überhäuft, weil wir das Verbrechen begingen, ohne den Konsens der maßgebenden deutschen Genossen unsere Gründung vorzunehmen. Ich blitzte überall ab. Der einzige, bei dem ich eine herzliche Aufnahme fand, war Grillenberger; aber Geld konnte er, der selbst bis über die Ohren in Schwulitäten steckte, uns auch nicht vermitteln. Wir mußten unser kümmerliches Dasein also weiter fristen. So viel stand aber für uns fest, daß die „Freiheit" um jeden Preis am Leben erhalten werden mußte.

Um unsere deutschen Genossen vor Strafe zu schützen und unser Organ mehr einzuführen, erschien jede Nummer anfänglich unter anderem Titel. Wir wählten dazu die Namen der größten Wüterische gegen uns. Es nahm sich sehr putzig aus, wenn der Polizeipräsident Madai die in London erscheinende sozialdemokratische Druckschrift „Madai", Polizeipräsident Wurmb die „Wurmb" oder der Mannheimer Landeskommissar Frech die „Frech" usw. verbieten mußten. Diese Verbote waren die besten Reklame für uns.

Es wimmelte in London und Paris von Spitzeln. Einer, Neumann aus Berlin, verstand es, durch sein einschmeichelndes Wesen Mosts unbegrenztes Vertrauen, der für die Kurmacher leider immer eine empfängliche Schwäche zeigte, im Fluge zu erobern. Mosts Frau, Klara, hatte aber gerade nach dieser Richtung ein schärferes Urteil; sie schöpfte wie gegen manch anderen so auch gegen Neumann den ersten Verdacht und erbrachte schon nach kurzer Zeit die Beweise dafür. Der Schurke bekam aber Wind; nach wenigen Stunden, kurz bevor wir unsere Rechnung mit ihm begleichen wollten, hatte er den englischen Staub von den Füßen geschüttelt. Unheil hatte er uns aber genug gebracht. Ein anderer, Zadel, der vorher in Dresden sein unsauberes Metier trieb, einer der geriebensten Gauner, spielte längere Zeit als Agent provocateur eine Rolle. Der gemeine Bursche schleppte eine große Anzahl unserer tätigen Genossen zu einem Photographen und verschaffte der deutschen Polizei deren Bilder. Er spielte, als er in London anrüchig geworden war, seine Rolle in Paris weiter und nahm einen hervorragenden Anteil an der Ausweisungsursache von etwa 60 Genossen aus Paris. Dann war er plötzlich verschwunden und nie hörten wir wieder etwas von ihm.

Nach einigen Monaten sollte ich auf Wunsch meiner Freunde, um unseren Absatz besser zu organisieren, Deutschland bereisen und meinen festen Wohnsitz zuerst in Wien nehmen. Meinem Koffer waren zwei stereotypierte Platten von Flugschriften, die in Deutschland gedruckt und verbreitet werden sollten, beigepackt. Über die deutsch-holländische Grenze, das sah ich den Grünröcken mit ihren Polizeigesichtern an, konnte ich meinen gefährlichen Transport nicht schmuggeln; deshalb ließ ich den Koffer zur Zollrevision nach Düsseldorf gehen. Mein Freund Schuhmacher, der damals noch in Solingen hauste und ein entschiedener Gegner der „Freiheit" und unserer Haltung war, leistete mir nichtsdestoweniger bereitwilligst Hilfe und stand Schmiere; er sollte meinen Freunden in London Kenntnis von meinem Schicksal geben. Noch selten befand ich mich in einer brenzligeren Lage als im Düsseldorfer Zollgebäude, wo ich den Koffer mit den Platten und verschiedenen streng verbotenen Schriften zur Durch-

---

„Das steht noch nicht fest. Ich bin erst seit einiger Zeit vom Militär los und im Grunde noch auf der Suche nach einem mir zusagenden Beruf."

„Ach so — na, für Sie wird sich schon was finden. Solche Leute kann man brauchen. Aber einen Augenblick niedersitzen werden Sie doch — ein Glas Bier mit mir trinken, was? Als mein Gast natürlich, lieber Herr Schröter. Ich freue mich, Sie einmal zu sehen."

Es lag ein so sympathischer Ausdruck von Biederkeit im Wesen des Gastwirts, daß Max seinen Widerstand aufgab und der Einladung Folge leistete. Er kannte Schodler von Kindheit auf und hatte immer zu ihm aufgeblickt als einem achtungswerten Mitbürger, der mit Recht eine hervorragende Rolle in der Gemeinde spielte. Wohl eine Stunde saßen die beiden Männer beisammen, Schodler übertriefend von Wohlwollen und Redlichkeit, dabei aber immer bemüht, den Polizeibeamten über seine geheimen Zwecke auszuhorchen. Er hätte gar zu gern gewußt, ob Schröter bereits Verdacht gegen irgend welche Bewohner des Städtchens gefaßt habe.

„Ja ja, die Heimat," plauderte er treuherzig. „S' ist was eigenes um das kleine Fleckchen Erde, auf dem wir geboren sind. Und wir gerade können stolz sein auf unsere Heimat, Herr Schröter — schön ist sie, trotz aller berühmten Berge der Welt. Ein bischen rauh im Winter — na, daran ist man gewöhnt. Armes Volk hier, ja aber ein braver, schlichter, tüchtiger Menschenschlag. S' wohnt kein Falsch in den Herzen, wie?"

„O gewiß, es sind wohl zumeist achtungswerte Leutchen trotz ihrer Armut."

„Zumeist? Alle," betonte Schodler mit Hitze. „Speziell in unserer Gegend — ich kenne niemand, den ich ausnehmen möchte. Sind wohl ein paar rohere Elemente darunter, o ja, aber ehrliche Burschen sind's trotzalledem. Meinen Sie nicht?"

„Ich bin doch den Verhältnissen ein wenig zu lange entwachsen, um darüber ein gerechtes Urteil abgeben zu können. Wenn Sie es jedoch versichern, so muß es wohl so sein. Sie sind ja mit Groß und Klein hier vertraut, Herr Schodler."

Der Wirt kniff ärgerlich seine Lippen zusammen. Sein Besucher war gar zu zugeknöpft. Er mußte auf einem anderen Wege an ihn heranzukommen suchen.

„S' ist wohl noch ein anderer Magnet, der Sie gerade hierher gezogen hat?" hub er mit verschmitzter Miene an.

Max erglühte.

„Vielleicht," erwiderte er mit einem Versuche, zu lächeln, denn bei der Erwähnung der Geliebten stellte sich auch das Unglück wieder vor seinen Geist, das dem bemitleidenswerten Mädchen wahrscheinlich bevorstand.

„Ihr Geschmack macht Ihnen alle Ehre," fuhr der Bergschenkenwirt redselig fort. „Die Grete Mohring ist ein schmuckes Geschöpf — und ein Prachtmädel auch in jeder anderen Hinsicht. Ich gönne sie Ihnen und Sie ihr von ganzem Herzen. Fürchtete immer noch, ein anderer schnappte sie Ihnen vor der Nase weg. Der junge Ebeling gab sich viel Mühe um sie — oder gibt sich die Mühe noch. Sie entsinnen sich seiner? Er ist allerdings eine Anzahl Jahre jünger als Sie —"

„O gewiß, ich kenne Ebeling noch ganz gut," versetzte Max.

„'S ist ein Windbeutel," brummte Schodler. „Grete Mohring hätte mir leid getan. Der Vater soll für die Partie gewesen sein. Sind Sie nicht auch der Meinung, daß nicht viel mit ihm los ist?"

„Er hat aber eine gute Stellung und soll gewandt in seinem Fache sein."

„Na ja, er verstehts Renommieren. Wo wollen Sie jetzt zu?" fragte er unruhig, als Max sich erhob, um weiter zu gehen.

„Will mal auf den Gipfel — die Aussicht ist herrlich von da oben."

„Stimmt," bestätigte Schodler. „Doch würde ich Ihnen empfehlen, sich dann etwas mehr links zu wenden. Der Aufstieg ist hier bedeutend beschwerlicher als weiter drüben."

„Meine Lungen sind noch kräftig, Herr Schodler, ein bischen Anstrengung mehr oder weniger macht mir nichts aus."

„Glaub ich schon — der Blick von drüben ist aber noch großartiger, die Fremden weise ich immer dahin. Doch wie Sie belieben."

„Ich werde dankbar Ihrem Rate folgen," entschied sich Max nach kurzem Zögern, mehr aus Höflichkeit gegen den gefälligen Wirt, als durch die Aussicht auf die Vorzüge des Weges bestimmt. Er konnte ja nicht wissen, welch geheimen Beweggrund Schodler besaß, seit einiger Zeit die Bergbesteiger von der Seite fern zu halten, auf welcher sie ziemlich nahe an seinem Schuppen vorüber mußten. Befriedigt lächelte der Wirt in sich hinein, als er den jungen Mann die angepriesene Richtung einschlagen sah.

„Der sieht mir nicht danach aus, als werde er uns das Leben sonderlich schwer machen", murmelte er vergnügt und eilte in das Haus, um Farnkoff von dem Zusammentreffen mit dem „Spion", wie er Max nannte, zu unterrichten.

Max dehnte seinen Ausflug heute soweit als möglich aus. Er wagte nicht die Stadt zu betreten, solange noch das Tageslicht durch die Straßen flutete. Er fürchtete, schlimme Botschaft zu vernehmen und das nicht allein, im tiefsten Inneren konnte er ungeachtet der Versicherung des Inspektors doch nicht völlig die Besorgnis unterdrücken, man werde seine Dienste für den beabsichtigten Zweck noch in irgend einer Form in Anspruch nehmen. Und selber die Hand zu bieten zur Vernichtung der häuslichen Glückseligkeit, des ihm so teueren Wesens, fühlte er sich außer stande.

Die Unglückswoge, die über ihrem Haupte zusammenschlug, traf ja auch ihn. Was würde nun aus seiner Liebe, seiner Zukunft werden? Tiefsinnig stieg er wieder ins Tal hinab, zurückschaudernd vor der ihn erwartenden Wirklichkeit. Daß er heute fast nichts genossen, er fühlte es gar nicht. Hunger und Durst existierten nicht für ihn. Mit zagendem Schritte näherte er sich dem Hause des Schwagers — am liebsten hätte er niemand gesehen, niemand gesprochen, wäre er sogleich hinauf in sein Stübchen gegangen, um allein zu sein — aber die Wohnstube war hell erleuchtet und schon als er die Tür öffnete — so leise es auch geschah — hörte er im Inneren seinen Namen rufen.

„Da kommt er", sagte Georg laut — man hatte ihn also erwartet, man verlangte nach ihm, es hatte sich etwas zugetragen, das ihn interessierte — das gefürchtete Unglück, es war zur Tatsache geworden!

Die Tür ward aufgerissen. Georg stand vor ihm.

„Max, gut, daß Du endlich kommst."

„Was ist denn?" fragte er, sich anstrengend, seiner Stimme ihren gewöhnlichen Klang zu verleihen.

„Grete ist da — schon seit zwei Stunden — sie will mit Dir reden. Ein schreckliches Unglück ist geschehen."

Georgs Stimme zitterte, er schien tief erschüttert von dem Ereignis. Sein Antlitz zeigte eine fahle Leidensfarbe, die braunen Augen blinzelten in sichtbarer Erregung.

(Fortsetzung folgt.)

stöberung öffnete. Bereitwilligst stürzte ich den umfangreichen Inhalt des großen Koffers auf den Fußboden; die Platten, die anfänglich obenauf lagen, gerieten zu unterst. Während ich den Zollmannen einige Kleidungsstücke als Zollbeute zuwarf, verschwand der gefährliche Teil des Inhalts durch einige Manipulationen wieder in dem Koffer; schließlich wurden auch die Kleidungsstücke freigegeben und vergnügt verließ ich den Zollhof. Freudig drückte mir Schuhmacher die Hand; er hatte mir einen großen Dienst geleistet, vergnügt zog ich von dannen.

In Mannheim erreichte mich das Schicksal. Einige Tage gelang es mir, den schnüffelnden Polizeiern, die mir stark auf den Fersen waren, eine Nase zu drehen; schließlich gefaßt, konnte ich in mehrwöchiger Untersuchungshaft Betrachtungen über die Zukunft anstellen. Gewaltsam wurde ich durch die Polizei photographiert. Der Staatsanwalt war ein anständiger Mann, der sich gegen diese polizeiliche Gesetzesverletzung auflehnte. Der Fall beschäftigte alle Instanzen des badischen Justizbetriebes; ich bekam schließlich recht, aber das Berliner Polizeipräsidium hatte mein Konterfei und der Staatsanwalt wurde versetzt. Wohl durch seine Nachsicht wurde mir neben anderem Verbotenen auch die „Freiheit" zugänglich gemacht. Während meiner Haft vollzog sich der Übergang der „Freiheit" zum Anarchismus, wogegen ich protestierte. Reinsdorf,*) der mich im Gefängnis besuchte, glaubte mich umstimmen zu können; aber ich löste mit schwerem Herzen mein Verhältnis zu dem Organ, für das ich gern die größten Opfer brachte, nachdem es eine Richtung eingeschlagen, die nie die meinige war.

Mein Prozeß entbehrte nicht des juristischen Interesses; er fiel noch in das erste Stadium der Rechtsprechung auf Grund des Oktobergesetzes. Es wurde bewiesen, daß ich Mitbegründer und Verleger der „Freiheit" war. Es handelte sich um die Rechtsfrage, wo das Gesetz verletzt worden ist, ob in London, wo die „Freiheit" anstandslos erschien, oder in Deutschland. Ob das Verbrechen dort begangen wurde, wo der Schuß losgelassen wurde, oder dort, wo er traf. Die Richter entschieden für das letztere; das Reichsgericht schloß sich ihnen an. Nach längerer Untersuchungshaft kam ich mit der verhältnismäßig niedrigen Strafhaft von drei Monaten davon, womit ich unter den gegebenen Verhältnissen zufrieden war. Auch mein Freund Keck aus Weimar, mein Nachfolger in der „Freiheit", hatte noch „Schwein". Die Richter seiner Vaterstadt mußten ihn nach einer sechsmonatigen Untersuchungshaft mangelnder Beweise halber laufen lassen. Zwar rächten sie sich an der braven ehrlichen Haut durch eine tückische Behandlung, aber geknickt haben sie ihn nicht, ihm vielmehr die Achtung vor der heiligen Justitia derart gründlich eingebläut, daß er bis zum heutigen Tage im Dienste unserer Partei tätig ist.

* * *

Aus dem soeben erschienenen Neuen Welt-Kalender für das Jahr 1908. Der überaus reichhaltige Kalender erscheint bereits als 32. Jahrgang und kostet 40 Pf.

Soziales und Parteileben.

Achtung, Zimmerer! Nachdem die Arbeitgeber in Krefeld die Einführung der 9½stündigen Arbeitszeit abgelehnt haben, und sich strikte an den Beschluß der Generalversammlung des Arbeitgeber-Verbandes halten, keine Arbeitszeitverkürzung bis zum Jahre 1910 eintreten zu lassen, legten sämtliche Zimmerer am Montag morgen die Arbeit nieder. Es ist dringend notwendig, daß der Zuzug von Zimmerern nach Krefeld streng ferngehalten wird, zumal die Meister die größten Anstrengungen machen, arbeitswillige Zimmerer zu bekommen. Arbeiterfreundliche Blätter werden um Abdruck gebeten.

Der Klempnerstreik in Düsseldorf ist durch Vergleich beendet. Über einige Klempnermeister, die entgegen einem Innungsbeschluß ihre Leute maßregelten, ist die Sperre verhängt.

Der Zimmerer-Verband erreichte durch seine Lohnbewegungen im ersten Halbjahr 1907 eine durchschnittliche Erhöhung des Stundenlohnes um 3,84 Pfg. für 11 461 Verbandsangehörige und eine tägliche Arbeitszeitverkürzung von ½ bis 1 Stunde für 1303 Mitglieder.

Der Steinsetzerstreik in Bamberg ist nach mehrwöchiger Dauer beendet worden. Die Unternehmer mußten zu einem erheblichen Teil nachgeben.

Die Kutscher der baugewerblichen Fuhrbetriebe in Mannheim sind in eine Lohnbewegung eingetreten. Die Unternehmer haben beschlossen, mit der Organisation der Arbeiter nicht zu verhandeln. Es scheint, daß auf der ganzen Linie ein Kampf unvermeidlich wird.

Der Bergarbeiterstreik auf der Königshütte bei Zabrze dauert fort. Nach offiziösen Meldungen nimmt die Zahl der Streikenden ab. Die „Schlesische Zeitung" meldet, daß von der 1097 starken Belegschaft der Gräfin Lauragrube am Dienstag früh 616 Mann eingefahren sind.

Die Maurer in Marseille beschlossen, in den Generalstreik einzutreten.

In Almeria (Spanien) sind die Hafenarbeiter in den Ausstand getreten, wodurch nach dem „W. T. B." der Weintraubentransport unterbrochen wurde.

Die Maurer in Agram, über 2000 Mann, wurden ausgesperrt.

Eine städtische Rechtsauskunftsstelle zu errichten hat der Stadtmagistrat in Nürnberg beschlossen. Der Verein der Nürnberger Rechtsanwälte hat sich erboten, in einem von der Stadt zur Verfügung gestellten Lokal turnusweise unentgeltlich Auskunft zu erteilen.

Todessturz eines Gewerkschaftsbeamten. Unser Genosse Gottfried Hanisch in Landeshut begab sich Sonntag nachmittag zu Rade nach Bolkenhain, um bei den dortigen Mitgliedern des Textilarbeiterverbandes Beiträge zu kassieren, stürzte dabei auf der Chaussee vom Rade und blieb sofort tot. H. war bis vor kurzem in Neustadt O.-S. als Textilarbeiter beschäftigt und wurde wegen seines Eifers und seiner Tüchtigkeit zum Verbandsbeamten in Landeshut gewählt. Während der soeben zu Ende gegangenen Aussperrung der Weber war H. in führender Stellung tätig.

Die Großeinkaufsgesellschaft Deutscher Konsumvereine hatte im ersten Halbjahr des laufenden Geschäftsjahres 25 415 347 Mk. Umsatz (gegen 19 205 440 Mk.) Das ist eine Steigerung um mehr als 6 Millionen im halben Jahr. Im ganzen Jahre dürfte die Großeinkaufsgesellschaft wohl nicht allzuviel hinter 60 Millionen Mark zurückbleiben.

Was der Landrat darf! Beim Streik der schlesischen Granitarbeiter wurde vom Zentralverband der Steinarbeiter das Landratsamt Strehlen um Vermittelung angerufen. Zu den Verhandlungen, die eingeleitet worden waren (am 5. Juni), wurde aber kein Vorstandsmitglied des Verbandes eingeladen. Genosse Staudinger, Redakteur des „Steinarbeiter", begab sich zum Landrat und fragte ihn, weshalb denn zu den Verhandlungen kein Vertreter des Zentralvorstandes hinzugezogen werden solle, darauf erklärte der Landrat, daß er an Stelle des Unternehmers Schall keinen Tarif abschließen würde. Die Arbeiter würden ja „angemessen" bezahlt. Überdies erscheine ihm — dem Landrat — die Tätigkeit Staudingers völlig überflüssig. Wie komme St. dazu, sich in die Arbeitsverhältnisse der Schallschen Arbeiter einzumengen? Und als nun der Landrat die Kommissionsmitglieder in das Sitzungszimmer rief, meinte er zum Genossen Staudinger: „Sie beeinflussen die Arbeiter im ungünstigsten Sinne und überdies besteht ihre Tätigkeit bloß im Hetzen." Auf die gegen diese Äußerungen des Herrn Landrats eingelegte Beschwerde ist nun unserem Genossen die folgende Antwort des Regierungs-Präsidenten zu Breslau am 2. August zugegangen:

J. A. II. 1502.

„Auf Ihre Beschwerde gegen den Herrn Landrat des Kreises Strehlen erwidere ich Ihnen, daß nach den angestellten Ermittelungen kein Grund vorliegt, gegen den Landrat von Aufsichtswegen vorzugehen. Dem Landrat hat bei der in Gegenwart der drei Kommissionsmitglieder ausgesprochenen Äußerung, daß Sie die Arbeiter im ungünstigen Sinne beeinflussen und Ihre Tätigkeit im Hetzen besteht —, jede beleidigende Absicht ferngelegen. Durch die von ihm angestellte Ermittelung war für ihn festgestellt, daß Ihre Tätigkeit keine der Beilegung des Streikes günstige war und war es nur seine Ansicht, Ihre Tätigkeit den Mitgliedern der Lohnkommission gegenüber zu charakterisieren. Die Form, in welcher dies geschah, ist zwar scharf, den Tatsachen gegenüber aber nicht als beleidigend zu bezeichnen."

J. V. Quittmann.

Also: Der Vorstand ersucht um Verhandlungen, um den Streik eventuell beizulegen! Sein Ersuchen beim Landrat hat den Erfolg, daß es zu Verhandlungen tatsächlich kommt. Und als derselbe Vorstandsvertreter zu den von ihm veranlaßten Verständigungsverhandlungen zugelassen werden will, wird er in Gegenwart seiner Verbandskollegen vom Landrat brüskiert und als Hetzer bezeichnet. Der Regierungspräsident aber hält diese Charakterisierung desjenigen, der die Verhandlungen veranlaßt hat, zwar für scharf, aber den „Tatsachen entsprechend", das heißt: der Landrat wird zwar nicht rektifiziert, dafür wiederholt der Regierungspräsident diese Beleidigung. Daß sich Genosse Staudinger mit dieser Antwort nicht zufrieden gibt, ist selbstverständlich. Nunmehr hat der Oberpräsident das Wort über die „Hetzer", die verhandeln wollen.

Heimarbeiterelend im frommen M.-Gladbach. In M.-Gladbach, dem Sitz der Zentralstelle des katholischen Volksvereins und Ausgangspunkt der christlichen Arbeiterbewegung, fand kürzlich eine Versammlung statt, die Stellung nehmen sollte zur dortigen Heimarbeiterinnenbewegung. Wie die Vorsitzende des christlichen Verbandes der Heimarbeiterinnen, Frl. Behm (Berlin) ausführte, sei die Bewegung in M.-Gladbach nun seit zehn Monaten im Gange; man habe zunächst Verhandlungen mit den Arbeitgebern wegen Aufstellung eines Lohntarifs angeknüpft; der Verband westdeutscher Kleiderfabrikanten (Sitz M.-Gladbach) habe Entgegenkommen zugesagt, aber man warte bis heute noch auf den Lohntarif. Kaplan Brauns führte an, daß es in M.-Gladbach und Umgegend 5000 Heimarbeiterinnen gebe, deren Arbeitszeit sich auf dreizehn Stunden und mehr belaufe. Eine Rednerin führte Fälle an, wo Mann, Frau und Kinder bei 11—13stündiger Arbeitszeit die Woche 7—8 Mk. verdienten. Reichstagsabgeordneter Pieper meinte, M.-Gladbach sei ein guter Boden für friedliche Verständigung, es sei zu hoffen, daß es nicht zu einem Kampfe komme. Alle Redner rechnen auf die Unterstützung der Bürgerschaft. Nach einer Zuschrift, die der „Kölnischen Zeitung" aus M.-Gladbach zugeht, scheint man jedoch vergebens auf die Sympathie der frommen Leute in der Stadt des katholischen Volksvereins zu rechnen. In der Zuschrift war hingewiesen auf den Dienstbotenmangel in M.-Gladbach; so lange dieser herrsche, „dürften die beweglichen Klagen über das schreckliche Los der Heimarbeiterinnen namentlich auch bei den Frauenvereinen, deren Hilfe in den Versammlungen angerufen wurde, wenig Glauben finden". Niemand brauche sich in die Heimarbeit drängen zu lassen; wer sich hineinbegebe, tue es der „goldenen Freiheit" wegen. Das müsse einmal mit aller Deutlichkeit ausgesprochen werden, um völlig unangebrachtes Mitleid zu vermeiden. Nun wissen also die Heimarbeiterinnen in M.-Gladbach, was sie zu tun haben; um der Sklaverei der Heimarbeit zu entgehen, brauchen sie diese nur mit der Sklaverei der Dienstboten zu vertauschen.

Unglaublich, aber wahr. In Schladen am Harz ist zwei Tage vor dem Stattfinden des für den 4. August vorgesehenen Arbeiter-Sängerfestes vom Landratsamt ein Verbot dieses Festes ergangen. Zur Begründung dieses höchst eigenartigen Vorgehens wird angegeben, daß infolge des zur Zeit bei der Firma Dippe bestehenden Streikes Ausschreitungen befürchtet werden, weil — man höre — eine Anzahl Streikender Mitglieder des festgebenden Vereins seien! Auch dieser Ukas wird seine Wirkung nicht verfehlen. Manch einem der Einwohner werden damit die Augen geöffnet über den „Rechts-" und Klassenstaat, in dem wir leben. Eine andere landrätliche Anordnung hat ebenfalls Aufsehen erregt, nämlich, daß für Beschützung der 11 fremden Arbeitswilligen 7 Gendarmen aufgeboten werden, welche Spalier bilden, wenn die „nützlichen Elemente" zur und von der Fabrik kommen.

Zum internationalen Kongreß. Am Sonnabend, den 17. August, vormittags 9 Uhr, findet im Konzertsaal der Liederhalle in Stuttgart eine Sitzung der deutschen Delegation statt. Die Sitzung hat eine wichtige Tagesordnung. Es ist deshalb nötig, daß die Delegierten der Partei und der Gewerkschaften am Sonnabend früh bereits in Stuttgart pünktlich zur Stelle sind.

Für unsere Frauen.

Ein Arbeiterinnenkongreß.

In New York wurde am 14. Juli die erste Arbeiterinnenkonvention abgehalten, zu der die Vertreterinnen von 28 gewerkschaftlichen Organisationen von Arbeiterinnen erschienen waren. Die Verhandlungen waren von einem fortschrittlichen und solidarischen Geiste getragen und hoben sich sehr vorteilhaft ab von den üblichen Verhandlungen der amerikanischen Gewerkschaftskongresse. Die Delegiertinnen erstatteten Bericht über die Zahl der Organisierten, der Nichtorganisierten, über die Durchschnittslöhne, die Arbeitszeit in ihren respektiven Berufen. Vielfach wurde über die Rückständigkeit der männlichen Kollegen geklagt, die nicht genügend tun, die Arbeiterinnen zur Gewerkschaft heranzuziehen, ja die vielfach den Frauen feindlich gegenübertreten, als Konkurrentin bekämpfen. Da in den Vereinigten Staaten bereits 4 800 000 Frauen und Mädchen in Handel und Industrie tätig sind, so kann eine solch reaktionäre Taktik natürlich nicht zu dem gewünschten Ziele führen. Man beschränkte sich aber durchaus nicht auf die Erörterung rein gewerkschaftlicher Fragen, sondern die meisten Rednerinnen gingen erfreulicherweise weit über diesen Raum hinaus. So erklärte eine Rednerin, daß es für die Arbeiterin keine Geschlechts-, sondern nur eine Klassenfrage gäbe. Eine andere stellte die Befreiung von der Lohnsklaverei als das Endziel der Arbeiterinnenbewegung hin. Die sozialistische Partei war auf der Konvention offiziell vertreten und unter den Delegiertinnen befanden sich verschiedene überzeugte Sozialistinnen. Im Oktober 1908 soll die zweite Konvention abgehalten werden.

Aus dem Gerichtssaal.

Ein Sklavenaufstand auf einem hannoverschen Rittergut fand kürzlich in Hannover seine „Sühne". Angeklagt waren vier russisch-polnische Arbeiter, die sich am 21. Juni in Gemeinschaft mit anderen Landsleuten und Kameraden gegen ihren „Brotherrn", den Rittergutsbesitzer Heßmann in Oberg, „aufgelehnt" und ihn „bedroht" haben sollten. Außerdem sollten sie einem Gendarm „Widerstand geleistet" haben. Worin bestand nun die Auflehnung? Ein Pole war ordnungsmäßig, im Besitz seiner Papiere, abgereist, wofür ihm der noble Rittergutsbesitzer nur die am Lohne gekürzte Kaution vorenthalten hatte. Das Beispiel des der Fuchtel entronnenen Kameraden ermunterte die übrigen Polen, ebenfalls um ihre Papiere zu bitten. Da kamen sie aber schön an. Statt ihnen die Papiere zu geben, holte man den armen Teufeln noch sämtliche Viktualien aus den Häusern, um sie durch Hunger an der Flucht zu verhindern. Natürlich lehnten sich die unglücklichen Frauen gegen diese gutsherrliche Maßnahme auf, die Männer kamen hinzu, um sich selbstverständlich ebenfalls „aufzulehnen" gegen den Herrn und seine Aufseher, deren keinem indessen ein Härlein gekrümmt wurde. Der dem Gutsherrn und seinen „Verwaltern" in Gestalt eines Gendarmen prompt zu Hilfe eilende preußische „Rechts"staat brachte die aufsässigen Sklaven im Gerichtsgefängnis zu Peine zur Raison. Die Leute gingen ruhig mit, begleitet von den verzweifelten Frauen, die ihren Männern, vor dem Gerichtsgefängnis angelangt, noch einmal jammernd in den Weg traten, so den Tatbestand des „Widerstandes gegen die Staatsgewalt" erfüllend. Wenigstens war letzteres die Meinung der Anklagebehörde, die aber das Pech hatte, jenes schreckliche Delikt vor Gericht nicht bewiesen zu sehen. Die Polen wurden wegen „Auflehnung" zu 1—2 Wochen Gefängnis verurteilt, die durch die Untersuchungshaft abgebüßt sind. Von der Anklage des „Widerstandes" wurden die Übeltäter freigesprochen.

5 Pfg.-Fahrkarte und Bahnsteigkarte. Ein Geschäftsmann aus der Umgegend von Kassel, der dort oft den Bahnsteig zu betreten aus geschäftlichen Gründen genötigt war, machte sich den Umstand, daß auf der betreffenden Station 5 Pf.-Fahrkarten auflagen, zunutze, indem er sich eine solche Karte löste, damit die Bahnsteigsperre passierte und, ohne den Zug benutzt zu haben, den Bahnhof wieder verließ. Der Geschäftsmann wurde von den Bahnbeamten mehrfach angehalten, sich eine Bahnsteigkarte zu lösen. Da er aber der Ansicht war, daß rechtlich gegen sein Verhalten nichts einzuwenden sei, kehrte er sich an die Aufforderungen nicht. Infolgedessen wurde gegen ihn auf Veranlassung der zuständigen Verkehrsinspektion eine Anzeige wegen fortgesetzten Betruges erstattet. Das Schöffengericht kam zunächst zu einer Verurteilung, die auf 10 Mk. Geldstrafe lautete. Das Gericht war der Ansicht, daß der Angeklagte durch Vorzeigung der Fahrkarten an der Bahnsteigsperre in dem Kontrollbeamten den Irrtum erregt habe, als ob der Angeklagte mit dem Zuge fahren wolle, während er doch tatsächlich nur den Bahnsteig zu betreten beabsichtige, und das Gericht folgerte weiter, daß durch diese Irrtumserregung das Vermögen des Eisenbahnfiskus um jeweilig 5 Pfg. geschädigt worden sei. Auch habe der Angeklagte den Zweck verfolgt, sich einen Vermögensvorteil zu verschaffen, der objektiv und subjektiv rechtswidrig sei, denn der Angeklagte wußte, daß ihm nicht das Recht zustehe, für 5 Pfg. den Bahnsteig zu betreten, weil eine Bahnsteigkarte 10 Pfg. koste. Auch die Strafkammer, die sich in zweiter Instanz mit der Angelegenheit zu befassen hatte, kam aus denselben Gründen wie das Schöffengericht zu einer Verurteilung, ermäßigte die Strafe jedoch auf 5 Mk. Die gegen dieses Urteil gerichtete Revision hatte dagegen den Erfolg, daß der Strafsenat des Oberlandesgerichts das Urteil aufhob und die Sache zur nochmaligen Verhandlung und Entscheidung an die Vorinstanz zurückwies. Begründet wurde dies damit, daß nicht zur Genüge geprüft worden sei, ob tatsächlich eine Vermögensschädigung vorliege. Eine solche sei als vorhanden zu betrachten, wenn einer Leistung irgend welcher Art keine genügende und dem Willen des Geschädigten entsprechende Gegenleistung gegenüberstehe. Im gegenwärtigen Falle habe der Angeklagte mit der Eisenbahnverwaltung einen Vertrag abgeschlossen, durch den sich letztere gegen Zahlung von 5 Pfg. verpflichtete, ihn zu befördern, was naturgemäß auch die Genehmigung zum Betreten des Bahnsteiges mit einschließe. Der Angeklagte habe dagegen die ihm obliegende Leistung voll erfüllt und nachher sogar noch auf den Hauptteil der von der Eisenbahn ihm geschuldeten Gegenleistung, nämlich die Beförderung, verzichtet. Eine Schädigung des Vermögens des Eisenbahnfiskus dürfte daher kaum gefunden werden können. Wenn der Angeklagte dann, wenn er einen anderweitigen Vertrag, der ihn nur zum Betreten des Bahnsteiges berechtigt haben würde, mit der Eisenbahn abgeschlossen hätte, eine Gegenleistung von höherem Werte hätte machen müssen, so habe das damit nichts zu tun. Auf Grund dieser Rechtsausführungen gelangte die Strafkammer bei der zweiten Verhandlung zu einem freisprechenden Urteil.

Ein typischer Majestätsbeleidigungsprozeß beschäftigte die Strafkammer in Aachen. Der Angeklagte hatte mit dem Hausverwalter, einem Tischler, sowie mit dessen Stieftochter Streit bekommen. Der Hausverwalter war früher Inhaber oder Betriebsleiter in einem Bordell, seine Stieftochter eine Venuspriesterin, die sich mittlerweile zur anständigen Ehefrau entwickelt hat. Nachdem die beiden mit dem Hausgenossen Streit bekommen hatten, denunzierten sie diesen bei der Staatsanwaltschaft wegen Majestätsbeleidigung. Das geschah im April. Die Straftat soll schon zur Zeit der Reichstagswahlen begangen worden sein. Das Gericht kam dennoch zur Verurteilung, nachdem ein weniger beteiligter Zeuge bekundet hatte, daß er sich erinnere, von dem Angeklagten einmal majestätsbeleidigende Worte gehört zu haben. Das Urteil lautete auf vier Monate Gefängnis.

*) Reinsdorf ist der Anarchist, der 1883 Hauptbeteiligter an dem mißlungenen Dynamitattentat bei der Enthüllung des Niederwald-Denkmals durch den deutschen Kaiser war und deshalb hingerichtet wurde.

Schweres Eisenbahnunglück.

Eine amtliche Meldung aus Berlin besagt: Vom Schnellzug 52 sind nachts auf offener Strecke zwischen Tremessen und Gnesen beide Lokomotiven, ein Packwagen und vier Personenwagen entgleist. **Acht Reisende sind tot, fünf schwer, und, so viel bekannt, fünf leicht verletzt.** Die Schwerverletzten wurden im Krankenhaus Bethesda in Gnesen untergebracht. Zwei Zugbeamte wurden leicht verletzt. Beide Lokomotiven, der Packwagen und zwei Personenwagen wurden schwer, zwei Personenwagen leicht beschädigt. Es ist eine Untersuchung im Gange. Die Ursache ist noch nicht aufgeklärt. Beide Geleise sind stark beschädigt. Die D-Züge werden umgeleitet, der übrige Personenverkehr wird durch Umsteigen aufrecht erhalten. Der Minister der öffentlichen Arbeiten begab sich an Ort und Stelle.

Die Namen der bei dem Eisenbahnunglück getöteten acht Personen sind folgende: Kadett Graf Heintze von Kayserlingk, Kadett Graf Hilka von Kayserlingk, beide aus Mitau, Hauptmann Todow, russischer Topograph und Ingenieur Fürst Konstantin, Alexander Begetow aus Petersburg, Julius Isack, Reisender bei Hoppenheim, Berlin, Abramowitsch, Kaufmann, Wohnort unbekannt, sowie dessen Frau und Kind. — Schwerverletzt sind: Distriktskommissar von Hennig aus Ostrowo, Geheimer expedierender Sekretär Kraske im Finanzministerium aus Charlottenburg, Moritz Zeiglin aus Petersburg, Heizer Beyer aus Gnesen. Der Name des Schwerverletzten, der sich im Krankenhause Bethesda befindet, sowie die Namen der Leichtverletzten, die sich entfernt hatten, werden, soweit die Namen festgestellt werden können, besonders gemeldet. Als Ursache der Entgleisung ist die starke Auskofferung als Vorbereitung zum Geleiseumbau, der nach der Durchfahrt des Zuges 52 fortgesetzt werden sollte, anzunehmen. Die sehr schlechten Geleise sollten in der Nacht umgewechselt werden.

Ein Augenzeuge, der Kaufmann Waligorski, gibt von der Katastrophe folgende Schilderung: Der Zug war schon auf dem Bahnhof Thorn mit einer Verspätung von 20 Minuten eingelaufen. Ich nahm mit meinen Schwestern in einem Wagen 3. Klasse gleich hinter dem Wagen 2. Klasse Platz. Dieser Umstand hat uns vor einem ernsten Unfall bewahrt, weil wir ganz hinten saßen. Wegen der starken Vergrößerung des Zuges mußte eine zweite Lokomotive angehängt werden. Um die starke Verspätung einzuholen, raste der Zug mit unheimlicher Geschwindigkeit in die Nacht hinein. Kaum hatten wir Tremessen verlassen, als wir einen starken Ruck verspürten, dem ein mächtiges Krachen folgte. Schlaftrunken wurden wir hin- und hergeschleudert, das Gepäck stürzte auf uns herab und ich selbst erhielt durch das Fensterbrett einen heftigen Stoß vor die Brust. Ich sprang durch das Fenster und rettete mich so. Vorn im Gepäckwagen bemerkte ich Feuer. Nur dem energischen Einschreiten des Stationsbahnwärters war es zu danken, daß nicht der ganze Zug in Flammen aufging. Nun sah ich, daß wir auf freier Strecke in der Nähe einer Wärterbude hielten. Die Schienen waren nach allen Seiten verbogen, der Schlafwagen vollständig zertrümmert, der Speisewagen zur Hälfte zerstört. Aus den Trümmern erschallte das Stöhnen der darin Eingeklemmten. Da der Zugang vollständig versperrt war, mußten erst die Seitenwände eingeschlagen werden, damit die Verunglückten aus ihrer peinlichen Lage befreit werden konnten.

Minister von Breitenbach erklärte, ihm sei noch bekannt gegeben, daß noch ein neunter Leichnam auf der Strecke Tremessen-Gnesen gefunden sei. Es sei dies eine Frau, die keinerlei Verletzungen erlitten habe. Nach den angestellten Nachforschungen sei sie aus dem verunglückten Zuge herausgestiegen, dann etwas weiter gegangen und plötzlich offenbar infolge des großen Schrecks vom Schlage getroffen auf der Strecke zu Boden gesunken. Ihre Persönlichkeit sei noch nicht festgestellt.

Aus Nah und Fern.

Raubmord in Hannover. Dienstag abend gegen 6½ Uhr wurde in Hannover im Laden des Seifengeschäfts von Carl Baas, Marktstraße 7, also einer der belebtesten Straßen Hannovers, ein Raubmord verübt. Das 25 Jahre alte Fräulein Dora Rose, eine Nichte des Geschäftsinhabers, deren Mutter als Witwe in Hannover lebt, hatte die Vertretung ihres Onkels, der an einer Beerdigung teil nahm, im Laden übernommen. Man hat im Hause gegen 6½ Uhr einen Schrei gehört, aber nichts darauf gegeben. Um die fragliche Zeit betrat dann eine Dame den Laden, welche Fräulein Rose in ihrem Blute in der Nähe eines kleinen Kabinets, welches sich dicht am Laden befindet, liegen sah. Sie hatte einen tiefen Schnitt an der linken Seite des Halses, welcher die Schlagader getroffen haben muß. Die Ladenkasse, in der etwa 100—150 Mk. enthalten gewesen sein sollen, war geraubt. Die hinzugerufenen Ärzte konnten nur den bereits eingetretenen Tod konstatieren. Als mutmaßlicher Täter ist in Braunschweig der Bierzapfer Wilhelm Iffertshof, der mit dem 8 Uhr 20 Min. von Hannover abgehenden Zuge in Braunschweig eingetroffen war, von der Kriminalpolizei festgenommen worden.

Um einen Stadtbahnzug entgleisen zu sehen, trugen drei zehnjährige Knaben aus Rixdorf bei Berlin in der Nähe der dortigen Gasanstalt größere Eisenstücke und Feldsteine auf die Bahn und legten sie auf die Schienen. Glücklicherweise wurde der Vorgang noch rechtzeitig von zwei Streckenwärtern bemerkt, die sofort die Hindernisse beseitigten und die Knaben verfolgten. Diese wurden festgenommen und auf das nächste Polizeirevier gebracht, wo sie gestanden, daß sie bereits am Sonnabend denselben Versuch gemacht hätten, einen Zug zur Entgleisung zu bringen. Sie hätten in einem großen Korbe Steine auf die Gleise getragen, bis Leute hinzukamen, sie verscheuchten und die Schienen freimachten. Gefragt, zu welchem Zweck sie das Eisenbahnunglück herbeiführen wollten, erklärten sie, sie hätten gern einmal einen Zug entgleisen sehen wollen.

Fluchtbegünstigung. Wie aus Trier gemeldet wird, wurde der Gefängnishilfswärter Rausch unter dem Verdacht der Fluchtbegünstigung des erschossenen Einbrechers Rossert verhaftet.

Der Einbrecher in der Gerichtskasse. Ein Kampf mit einem Verbrecher, der lebhaft an die Festnahme Wilhelm Voigts, des späteren „Hauptmannes von Köpenick", beim Einbruch in die Gerichtskasse zu Wongrowitz erinnert, wurde in der Nacht im Amtsgerichtsgebäude in Rosenberg i. Westpr. ausgefochten. Der Täter wurde, als er sich daran machte, die Gerichtskasse aufzubrechen, überrumpelt und nach hartnäckigem Kampf überwältigt und gefesselt. Es stellte sich heraus, daß man einen guten Fang gemacht hatte: Der Einbrecher war der aus dem Marienburger Gefängnis ausgebrochene Strafgefangene Friedrich Hinz, der dort eine dreijährige Gefängnisstrafe wegen Einbruchsdiebstahls zu verbüßen hatte. Die Wohnung des Gerichtsdieners Böttcher liegt im zweiten Stock über dem Kassenzimmer des Amtsgerichts. B. wachte kurz nach 1 Uhr infolge eines verdächtigen Geräusches auf, begab sich mit einer brennenden Lampe die Treppe hinab und öffnete die Tür zum Kassenzimmer. In diesem Augenblick löschte ein Windstoß die Lampe aus; er bemerkte aber noch, daß ein Mann in das Nebenzimmer flüchtete. Der Gerichtsdiener lief nach dem Gefängnishof, um aus dem angrenzenden Gefängnis Hilfe zu holen. In diesem Augenblick stürmte der Dieb die Treppe herab, in ein nach dem Hof gelegenes Gerichtszimmer hinein und wagte von dort, dem „Geselligen" zufolge, einen Sprung auf den Gefängnishof. Inzwischen hatte der Gerichtsdiener ebenfalls den Hof erreicht, und hier entspann sich zwischen beiden ein heftiger Ringkampf. Mit einem Schnitzmesser versuchte der Dieb nach dem Beamten zu stechen, doch brachte er ihm nur leichte Verletzungen bei. Der Lärm machte schließlich den Aufseher des Gefängnisses wach, der hinzueilte und den Einbrecher fesseln half.

Hitze und Gewitterschäden. Infolge der Hitze wurden in Frankfurt a. M. mehrere Personen auf der Straße von Hitzschlägen betroffen. — Die „Frankf. Ztg." meldet aus Kastel: Montag nachmittag, kurz nach 5 Uhr, zogen schwere Gewitter von orkanartigem Sturm, strichweisem Hagelschlag und heftigen Regengüssen begleitet über die ganze Untermain- und Rheingegend, wodurch an Fluren und Feldern großer Schaden verursacht wurde. Am schlimmsten wurden die Gemarkungen Kostheim, Kastel und Bibrich mitgenommen.

Ein bedeutender Fund von Gold- und Silbermünzen wurde in Werlingen (Bayern) gemacht. Die meisten Münzen sind mit den Bildnissen der beiden Kaiser Sigismund und Karl V. versehen.

Ein Kinderfreund. Im „Hannoverschen Courier" ist zu lesen: Eine ganz unerhörte Handlungsweise hat sich ein feingekleideter Herr am Sonnabend nachmittag gegen 5 Uhr bei Bella Vista zu schulden kommen lassen, falls die Erzählungen der bei der Angelegenheit beteiligten Kinder auf Wahrheit beruhen. In der Nähe von Bella Vista soll der Betreffende Kinder im Alter von 10 bis 14 Jahren, wie ein Kind von zirka 14 Jahren berichtet, in der schamlosesten Weise beleidigt und zwei Mädchen im Alter von 12 bis 14 Jahren an sich zu locken versucht haben. Als er dann merkte, daß seine Handlungsweise auch von erwachsenen Personen erkannt war, und er sich verfolgt sah, floh er nach der Calenbergerstraße und suchte in einem Hause Zuflucht, aus welchem er, da er entdeckt wurde, nach der Glockseestraße entfloh; hier versteckte er sich in dem Keller des Grundstücks Nr. 36. Als der Sohn des Hauses in den Keller ihm nachkam, ging er auf denselben mit den Worten zu: „Sie kennen mich, lassen Sie mich heraus, ich werde verfolgt, ich muß mir sonst eine Kugel vor den Kopf schießen" usw. Der Flüchtling eilte sodann auf Umwegen durch das Grundstück nach der Ihme, wo er sich um ein Stakett, welches ziemlich weit in die Ihme ragt, herum wandte, so auf das Nachbargrundstück gelangte und entkam. Schutzleute, welche herbeigerufen wurden, stellten die Personalien der Kinder, die bei der Angelegenheit beteiligt sind, fest. Der Attentäter ist jedoch genau erkannt; derselbe nimmt eine achtbare und verantwortungsreiche Stellung in Hannover ein, die Angelegenheit kann also bald vollständig geklärt werden.

Was ein Gendarm für strafbar hielt. Eine heitere Episode spielte sich vor dem Schöffengericht in Halle ab. Der Schlosser Franz Stein, der außerhalb der Stadt auf der Büschdorferstraße in einer Maschinenfabrik beschäftigt ist, setzte sich in der Mittagspause an einem Maitage in den vor der Fabrik befindlichen Chausseegraben, um frische Luft zu schnappen. Der Ortsgendarm ging vorbei, witterte etwas Strafbares, nahm die Personalien des Luftschnappers zu Protokoll; der Amtsvorsteher tat ein übriges und schickte dem Schlossergesellen ein Strafmandat über 5 Mk. Und warum? Weil der Schlossergeselle eine öffentliche Anlage erheblich beschädigt haben sollte. Selbstverständlich beantragte Schlosser Stein gerichtliche Entscheidung, da er es absolut nicht fassen konnte, inwiefern er auf der öden Landstraße im Chausseegraben, wie das Strafmandat besagte, eine öffentliche Anlage erheblich beschädigt haben sollte. Er erklärte vor Gericht, er habe sich in dem Graben nur ausgeruht. Amtsanwalt und Richter konnten auch nicht begreifen, inwiefern der Angeklagte eine öffentliche Anlage beschädigt haben sollte. Der als Zeuge geladene Gendarm löste jedoch mit Geschick den gordischen Knoten, indem er erklärte, „die Anlage" sei dadurch beschädigt worden, daß der Angeklagte bei dem Sitzen das Gras in dem Graben niedergedrückt habe. Richter und Amtsanwalt wechselten einige humorvolle Blicke und es erfolgte ohne weitere Beratung die beantragte Freisprechung des „Anlagenbeschädigers". Man darf sich also doch noch in den Chausseegraben setzen — und Luft schnappen.

Mit Gott für König und Vaterland. Um einem dringenden Bedürfnis zu begegnen, schaffte sich der Kriegerverein im oberbayerischen Dorfe Höslwang bei Traunstein eine neue seidene Fahne an. Diese erhielt dann auch am letzten Sonntag ihre „Weich", bei der viele feierlich gestimmte Krieger bis ins Innerste gerührt wurden. Nach Beendigung des heiligen Zeremoniells trank man dann auf gute Kameradschaft „immer noch eins". Dabei wuchs mehreren Festteilnehmern das Kuragegefühl zu einem anfänglich kleinen Kampfe, der aber immer ärger und ärger ausartete. Schließlich mußten die Streiter, nachdem die siebente Schlachtenstunde geschlagen hatte, aufhören, weil d' „Schandarm" kamen. Die guten Kameraden des Veteranenvereins von Pittenhart gerieten jedoch später nochmals in kriegerische Wut, sie zerrissen ihre Fahne, warfen die Fetzen in den Abort und zerschlugen die Stange an ihren Heldenhäuptern. In dem Bewußtsein, einen Tag wieder mit Gott für König und Vaterland verlebt zu haben, kehrten die Braven in ihre Zelte heim.

Abgestürzt. Beim Abstieg vom Matterhorn verunglückte im untersten Couloir, nahe der unteren Hütte, ein deutscher Tourist, der wie es scheint, ohne Führer war. Eine Führerkolonne ist zur Bergung der Leiche abgegangen.

Erdbeben. Dienstag nachmittag 4 Uhr 14 Minuten wurde in Cetinje ein starkes wellenförmiges Erdbeben von sehr kurzer Dauer verspürt.

Raubmord. Aus Skala wird über Lemberg gemeldet, daß dort in der Nacht zum Montag Salamon Axelrad, der Sohn eines Gutspächters aus Gusztynka, ermordet wurde. Den Raubmord verübten sechs Banditen, die Bargeld und Goldwaren im Werte von mehreren tausend Kronen raubten.

Das Schwein im Böhmerwald. Die Prager „Bohemia" schreibt: „Aus Kuschwarda im Böhmerwald wird uns von einem glaubwürdigen Freunde unseres Blattes folgende köstliche und dennoch vollständig wahre Geschichte von dem „Schweine" eines biederen Bauern erzählt: Hört der gute Mann aus seinem Schweinestalle ein verdächtiges Geräusch und ein mißvergnügtes Grunzen seines in der Nachtruhe gestörten Borstenviehes. Schnell springt er auf, fährt in die Kleider und eilt in den Stall. Voll Schrecken bemerkt er, daß ihm sein treues Haustier gestohlen worden ist. Auf der Suche nach den Spuren des Diebes fand er — den Seinen gibts der Herr im Schlaf — eine Brieftasche mit 170 Kronen vor, die der Dieb jedenfalls verloren hatte. Durch diesen Fund beruhigt, legte er sich wieder nieder. Inzwischen hatte der Dieb seinen Verlust bemerkt; er band das Schwein im Walde an einen Baum und kehrte in den Stall zurück, um seine Börse zu holen. Natürlich umsonst. So sah er sich wiederum genötigt, zu dem gestohlenen Schweine zurückzukehren, um sich an diesem wenigstens teilweise schadlos zu halten. Wer aber beschreibt seinen Schrecken, als er sich auch hier wiederum geprellt sah! Denn das Schwein, seinen Morgenimbiß vermissend, hatte sich losgerissen und den Weg zu den heimischen Penaten allein gefunden. Der also vom Glücke begünstigte Bauer erlegte das gefundene Geld bei der Behörde, wo es ihm nach Jahr und Tag zugesprochen werden dürfte, da sich der Verlustträger begreiflicherweise wohl nicht melden wird." (Man muß zugeben, daß der Einsender dieser „vollständig wahren Geschichte" den Dieb auf seinen Gängen merkwürdig scharf beobachtet hat.)

Wenn die Redaktionskartoffeln erfrieren. Ein bürgerliches Blatt Oberfrankens bringt folgende Abonnementseinladung:

> Unsere Kartoffeln sind erfroren,
> so hört man verschiedene Landwirte und andere Familienväter jetzt klagen, und auch uns ist dies leider ebenfalls passiert, doch hoffen wir, den Ausfall wieder ausgleichen zu können, besonders wenn für den „Boten vom Waldstein" immer neue Leser gewonnen" werden.

Es kam anders. In einer bergischen Stadt trug sich, wie der „Tägl. Rundschau" geschrieben wird, an der höheren Mädchenschule das Folgende zu: In der ersten Klasse ist Geschichtsstunde. Die französische Revolution wird besprochen. Der Direktor verlangt die verschiedenen Epochen zu hören. Als die Schülerin nach „Convent" sich nicht auf „Direktorium" besinnen kann, sagt der Direktor: „Sehen Sie mich an." Darauf prompt die Schülerin: „Schreckensherrschaft".

Die Autoübermenschen regieren! Ein Autoblättchen meldet triumphierend: Wichtige Nachricht! Der bekannte Gendarm Krebs wurde mit dem 1. August von Kehl nach Staufen im Münstertal versetzt. — Gendarm Krebs hat bekanntlich wiederholt Automobilisten, die in wahnsinnigem Tempo Kehl passierten, gestellt und zur Anzeige gebracht, einmal sogar mit eigener Lebensgefahr. Hätte er arme Handwerksburschen abgefangen, dann wäre er vielleicht nicht versetzt worden, aber die Mitglieder des Frankfurter Autoklubs besonders haben einen langen Arm . . .

Zur Entwickelung des Sports.

Soweit der Sport den Sinn für die Kultur des menschlichen Körpers weckt und ein Gegengewicht gegen die verweichlichenden Einflüsse stubenhockerischer Berufe bildet, erfüllt er eine wichtige Mission. In dem Drange nach Entwickelung der physischen Anlagen, nach Schärfung der Sinne und Stählung der Muskeln offenbart sich eine elementare Gegenwehr gegen die Schäden städtischer Kultur, und zugleich ist er als ein gesunder Protest gegen die „christliche" Lehre von der Verächtlichkeit des „Fleisches" zu begrüßen. Daß verschiedene Formen des Sports dabei weit vom vernünftigen Ziel abirren, sich auf Preisfexerei werfen und dabei außerdem mancherlei kapitalistischen Korruptionserscheinungen Tor und Tür öffnen, ist freilich nicht zu übersehen. Auch die in einigen Verbänden sich breitmachenden politisch-reaktionären Tendenzen sind eine üble Nebenerscheinung. — Das neueste reichsstatistische Jahrbuch bringt, nachdem im Jahrbuch für 1906 erstmalig das Turnwesen behandelt worden war, eine vollständige Statistik über den Stand der deutschen Sportvereine. Eine Zusammenstellung der Hauptzahlen gibt folgendes Bild für 1905 (resp. 1906):

		Vereine	Mitglieder
Turnen,	Deutsche Turnerschaft . . .	7213	757 110
	Arbeiter-Turnerbund . . .	783	67 705
	Polnische Sokol-Vereine . .	113	3 139
	Jüdische Turnerschaft . . .	4	620
		8113	828 574
Athletik		271	1 988
Rudersport (1906)		286	37 038
Segelsport		60	10 013
Eislauf		26	5 201
Skilauf		43	4 966
Schützensport		752	24 310
Automobilsport		28	4 175
Radfahrsport, 16 Verbände		?	115 507
(darunter Arb.-Radf.-Bund mit 37 963 Mitgliedern)			
Schwimmsport (1906)		212	26 259
Angelsport		32	1 718
Luftschiffahrt (1906)		9	2 775
Bergsport		1950	206 485
Ballspielsport		756	43 706

Von diesen „Sportvereinen" können die Angler, Schützen, Automobilisten und Luftschiffahrer kaum beanspruchen, etwas Erkleckliches für die Körperkultur zu leisten. In den anderen aber spielt sich, neben den angedeuteten Abirrungen, heute ein gutes Stück Volksgesundheitspflege ab.

Humoristisches.

Gaunerhumor. Einen amüsanten Fall von Gaunerhumor verzeichnet das Neue Pester Journal. Die zu zwei Jahren Gefängnis verurteilten Sträflinge Arpad Endes und Abraham Lebovits, die vor kurzem aus dem Gefängnis des Fiumer Gerichtshofes entwichen, schickten per Post die Sträflingskleider an die Gefängnisdirektion zurück. Lebovits schloß der Sendung einen Abschiedsbrief folgenden Inhalts bei:

„Uns duldet's länger nicht mehr hier —
Nach sicherem Porte segeln wir,
Wo man nicht kennet Polizei.
Die Sträflingskleider sind anbei —
Nehmt unsern Dank! Hoch Freiheit, süße!
Den Richtern unsere besten Grüße.
Hochachtungsvoll
Arpad Endes und Abraham Lebovits."

Verantwortlicher Redakteur: Johannes Stelling.
Verleger: Th. Schwartz. Druck: Friedr. Meyer u. Co.
Sämtlich in Lübeck.